L. Gr.
1159
Gehring

Paed. Pr.
~~1462~~ 1159
Gehrig

# Sittenspiegel,

oder:

# Beispiele der Tugend,

aus

der Profan-Geschichte.

---

Ein

## Lesebuch für Alle,

besonders

## für die Jugend,

auch zum Gebrauche

für Katecheten und Schullehrer.

---

Von

**Johann Martin Gehrig,**
weiland Stadtpfarrer zu Aub in Unterfranken.

Vierte, von Fr. X. Wolf, ehemals Kaplan zu Heidingsfeld, verbesserte und vermehrte Auflage.

---

**Würzburg,**
Druck und Verlag der C. Etlinger'schen Verlagshdlg.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

# Vorrede
## zur
## ersten und zweiten Auflage.

---

Die Beispiele der Frömmigkeit und Tugend, welche uns die heilige Schrift liefert, sind es vorzüglich, welche wir vor Augen behalten, nachahmen, und bei dem Religions-Unterrichte benützen sollen. Allein daraus folgt nicht, daß wir von andern keinen Gebrauch machen dürfen. Sie wecken und fesseln, ihrer Neuheit wegen, die Aufmerksamkeit. Sie lehren nicht durch Worte, welche oft fruchtlos verhallen, sondern durch die That. Sie zeigen, welches große Maß von sittlicher Kraft der Mensch besitze, und veranschaulichen unsere Pflicht. Sie bestätigen die Wahr-

heit der Schrift, daß Gottes Gesetz in unser Herz geschrieben sey, und der Unsittliche, auch ohne höhere Belehrung, keine Entschuldiguug für sich habe. Röm. 2, 14. 15. Ihre große Wirkung habe ich stets erfahren. Sobald ich bei dem Unterrichte ein Beispiel anführte, waren alle Augen und Ohren meiner Zuhörer auf mich gerichtet. Und stieß ich bei dem Lesen der Geschichte auf ein solches, so war mir allezeit wohl um das Herz; denn was ist die Geschichte anders, als eine Kette von Kriegen, als ein Gewebe von Greuelthaten und Grausamkeiten, welche Gottes schöne Erde verheerten und die Würde der Menschheit schändeten? Träte nicht hie und da aus der verdorbenen Welt ein Tugendheld, wie der Vollmond aus dem wolkichten Nachthimmel hervor, und predigte durch sein Beispiel die Wahrheit: Sieh! die Tugend ist kein Traum, der Mensch ist göttlichen Geschlechts! so würde unser Glaube an die menschliche Tugend Schiffbruch leiden und untergehen.

Deßwegen habe ich bei meiner Lektüre die Züge edler Menschen bemerkt, und sie nach meiner Art bearbeitet. Möge nun Jeder, und besonders die Jugend, diese Sammlung fleißig lesen, und dadurch im Herzen den Vorsatz begründen, nie auszugleiten auf der Bahn des Rechts und der Pflicht, und Gott und seinen Geboten

unwandelbar getreu zu seyn, bis Er uns in höhere Welten ruft, wo der Sieger über Fleisch und Welt seine Krone empfängt. Möge jeder Seelsorger als Katechet, und jeder Schullehrer als Jugend-Erzieher sie eben so fleißig benützen zur Aussaat der Tugendkeime in guten Boden, zur Pflanzung der Gottesfurcht und Pflichtliebe in empfänglichen Herzen! Und möge der Ewige ihr und mein Bemühen segnen!

Johann Martin Gehrig,
Stadtpfarrer in Aub.

# Vorrede
zur
## dritten und vierten Auflage.

---

Nichts von den tausend Dingen, von welchen die Entwicklung des menschlichen Geistes und Herzens abhängt, äußert einen so entschiedenen und energischen Einfluß auf die Veredlung und Erhebung des Menschen, auf wahre Humanisirung, als die **Macht des guten Beispieles.** Unterricht und Belehrung — so weise und zweckmäßig sie eingerichtet seyn mögen — bleiben fruchtlos, wenn nicht das Beispiel hinzukommt, welches das todte Werk belebt, dem kalten und starren Lehrstoffe erst die Psyche einhaucht, das abstrakte Wissen in das praktische Leben und Wir=

ken des Menschen einführt, und mit den reichen Formen der Erscheinungswelt verknüpft. Erkenntniß und Wissenschaft, Einsicht und Aufklärung des Geistes bleiben unbenützte Güter, wenn nicht die Kraft und der Segen eines höheren Sinnes, eines reinen, durch schöne Thaten sich äußernden Enthusiasmus für das Wahre, Schöne und Gute sich in einem zusammenhängenden Bilde bewährt, welches als leuchtendes Beispiel mit gewaltiger Kraft des Menschen Gemüth ergreift, und zum Höchsten, d. h. zur Weisheit und Tugend, hinzieht. Beispiele dienen ganz vortrefflich dazu, daß man sittliche Wahrheiten versinnlichet, ihnen mehr Interesse und Eingang verschafft, die Eindrücke edler Grundsätze verstärkt, und die moralische Thatkraft anregt. Eine große Summe sowohl warnender als anziehender Beispiele und Lebensgemälde liefert uns die Geschichte, sowohl die biblische und kirchliche, als auch die profane. Sie ist daher, von dem Standpunkte des praktischen Lebens aufgefaßt, ein hauptsächliches Organ der Menschen-Erziehung, durch welches der menschliche Geist bald das Zenith der Tugend, bald das Nadir niedriger Lasterhaftigkeit lebendig anschaut; sie ist eine moralische Heldenschule, in welcher der heranreifende oder schon mündige Mensch den reichsten Culturstoff findet, aus welcher er ermuthigt und entflammt für das Bessere

wie ein Heros hervortritt, um die, auf dem Hintergrunde der Vorzeit, geschauten Lebens-Ideale mit selbstthätiger Kraft zu verwirklichen und nachzuahmen; denn große Charaktere edler Freunde der Lebensweisheit und Tugend rufen uns laut zu: „Werdet wie diese!“ Sie ist die beste Lehrerin der Kunst, welche ihren Culminationspunkt darin hat, das Göttliche in sich aufzunehmen und in schönen Lebensformen in der Realität erscheinen zu lassen. Im lebendig tiefen Gefühle dieser Wahrheit unternahm es der geist- und gemüthreiche Verfasser Gehrig (der nun im Lichtreiche der Ewigkeit verklärt lebt, um seiner guten Saaten ungetrübt sich zu freuen), vorliegenden Sittenspiegel aus der Profan-Historie zu bearbeiten und ihn den Händen aller Guten, besonders den Händen der christlichen Jugend, der Erzieher κατ᾽ ἐξυχην — der Seelsorger — und der amtseifrigen Schulmänner zu übergeben. Daß seine Arbeit, die um so größeres Interesse erregte, als sie sich unter der Fluth ephemerischer Volks- und Jugendschriften (die oft so wenig der Jugend anpassen, als eine ritterliche Rüstung dem Kinde, und oft eben so wenig dem Volke anstehen, als die Spindel dem Helden), durch geschichtliche Wahrheit, zweckmäßige Ordnung, verständliche Kürze und Eigenthümlichkeit ohne nachtheilige romanhafte Beimischung

auszeichnete, nicht fruchtlos war, bewies die Theilnahme, mit welcher man die beiden ersten Auflagen ergriff. Nach dem zu frühen, für Staat und Kirche beklagenswerthen Tode des Verfassers erging durch den Herrn Verleger der ehrenvolle Auftrag an mich: „dieses nützliche Werkchen für eine dritte Auflage zu bearbeiten, zu erweitern und zu ergänzen", welchem Auftrage ich möglichst zu entsbrechen suchte, in so weit nämlich meine Fähigkeit und Muse mir, als einem von vielen Pastoral-Arbeiten allseitig angesprochenen jungen Geistlichen, es gestatteten, so daß diese lehrreiche Schrift nun einen größeren Umfang durch zweckmäßig eingewobene geschichtliche Gemälde erhielt; ob auch einen gediegenen Werth? erdreiste ich mich nicht zu entscheiden. Es war mir nur um das Nützen, nicht um schriftstellerisches Glänzen, um so mehr, als ich die feste Ueberzeugung hege, daß eine solche Schrift nöthig ist in unserer Zeit, die so arm an großen Beispielen des Guten ist, für unser jezziges Volk, das solcher thatreichen Ermunterung wegen der vielen moralischen Wunder bedarf, für unsere Jugend, die nach den heiligen Anfoderungen, welche Menschheit, Staat und Kirche an sie machen, frühe schon die lebhaftesten und unaustilgbarsten guten Eindrücke erhalten soll, um zu einer guten Genera-

ration aufzuwachsen, einer Generation, welche der Menschheit gute Menschen, den Familien gute Glieder, dem Vaterlande gute Bürger und Bürgerinnen, und der Religion und Kirche gute Christen, die man an ihren Früchten erkennt, darbietet; zu einer Generation, sage ich, die hienieden ihren schönen und glücklichen Engel-Beruf anerkennt, und ihm gemäß emporstrebt zum heiligen und seligen Gottesreiche; zu einer Generation, deren Herz der Wahrheit und Sittlichkeit, der Gottes- und Menschenliebe wieder warm entgegenschlägt; zu einer Generation endlich, bei welcher die heil. Stimme der Gottheit weder unter den Sirenen-Gesängen der Sinnlichkeit, noch unter dem Corybanten-Geräusche ungezügelter Leidenschaften verhallt auf dem buntgemengten Markte des Weltlebens.

Wir sprechen hier nicht von der Größe in Beispielen, welche sich durch Macht und Gewalt ankündigt, durch außerordentliche Thaten in Staunen setzt, durch glänzende Tapferkeit die Stärke blendet, und Thronen erschüttert und Reiche zerstört, um auf ihren Trümmern neue zu errichten. Wollte Gott, die Welt wäre ärmer an solcher Größe! Sie würde glücklicher seyn, und die Menschheit würde ihr hohes Ziel früher und sicherer er-

reichen. Von jener wahren und stillen Größe spreche ich, die allein unseres Strebens werth ist, die den Menschen zu einem neuen, freien, der Gottheit ähnlichen, Wesen macht, die sich durch Unschuld und Herzensgüte bewährt, die ihren Muth und ihre Kraft nur im furchtlosen Kampfe gegen die Macht der Bösen zeigt, und die für Menschenadel und Menschenglück, für Vaterland, Tugend und Religion tapfer streiten, siegen oder sterben lehrt. O wie Noth thun uns solche ehrwürdige Beispiele, die uns das vergessene Schöne und Gute in reizenden Bildern vorführen, und das erstorbene Herz wieder erwärmen für die höchsten und beseligendsten Lebensgüter; wie Noth thun sie uns, die wir so häufig ein Leben ohne Glauben, ein Genießen ohne Liebe, ein Sterben ohne Hoffnung an unsern Zeitgenossen sehen. An der Spitze aller Tugend-Beispiele steht zwar stets, als unerreichtes Original, das Beispiel Jesu, das wie ein mildes Gestirn aus jener langen Nacht der Vergangenheit zu uns herüberleuchtet, und am mächtigsten das Herz vergöttlichet. Alle folgenden Gemälde sind nur grössere oder kleinere Copieen des Urtypus, welcher ist — Christus! Aber deßwegen behaupten doch diese Abbilder ihren lehrreichen und heilsamen Einfluß. Ich habe nichts mehr hinzuzusetzen, als den sehnlichsten meiner Wünsche, und

die dringendste meiner Bitten: „daß dieses Buch recht Vielen, die es freundlich zur Hand nehmen, seinen Titel realisire, d. h. ein lebendiger Sittenspiegel werde;“ vor Allem aber dir, geliebte, vaterländische Jugend! Nimm mit Liebe diese Schrift zur Hand, und ahme nach, was du hier als Vorbild gezeichnet findest! wenn du in Gefahr schwebst, von dem Strome böser Beispiele fortgerissen zu werden, so blicke in diesen Tugendspiegel, und stärke dein Herz zum schönen Kampfe für Unschuld und Tugend! Tief präge deinem Gemüthe ein die schönen Charaktere aus allen Zeiten, welche du hier aufgestellt findest, ehe es verhärtet in Leichtsinn und Verführung. Heilig nütze deine rosigen Tage, damit sie einst nicht die stärksten Ankläger werden vor dem Lichtthrone des Allrichters dort oben, der dir mit liebender Stimme zuruft: „Komme zu mir, denn dein ist das Himmelreich!“

Mit besonderem Vertrauen, und mit bescheidener Bitte wende ich mich an Sie, verehrteste Herren Amtsbrüder! Wir tragen die sinnvollen Namen: Geistliche — Priester — Seelenhirten! — Wem anders, als uns, sind die Gesittung und Erhebung des Volkes im Allgemeinen, und der Jugend insbesondere, zur

Obhut und Pflege übergeben? Alle Bildung, alle Wissenschaft und Kunst der Völker geht, nach der Geschichte, am Ende in das Dunkel einer Priester-Bildung zurück; um so mehr ist es unsere heilige Pflicht, das Feuer zu nähren, das der göttliche Seelenhirt zu entzünden erschienen ist, in den Herzen der Menschen. Wo der Geist der Priester auf ein Volk und Zeitalter wirkt, da ist Beseelung, da ist Aufflug zu allem Großen, Guten und Schönen, da sind die Altäre der Religion und Tugend hoch erhoben, und mit den Kränzen des Glückes vielfach umwunden. O! eine Anzahl von Männern in einem ganzen Volke vertheilt, von Männern mit Geist und Kraft, die da nichts wollen, als ein ewiges Recht, die da nichts fürchten, als Gott über ihnen, die jedem bösen Beginnen furchtbar sind, eben weil kein Guter sie zu fürchten hat, und käme das Unheil von wem immer; die mit verschlungenen Händen, vereint, alles Edle unterstützen, die da besonders in Kirchen und Schulen das Eine, was Noth thut, immer im Auge haben, und alles Nützliche begierig zum Volksglücke ergreifen, müßte die froheste Aussicht auf eine bessere Zukunft begründen. Mit besonderer Verehrung lege ich diese in mancher Beziehung brauchbare Schrift in Ihre priesterliche Hände, mit dem glühenden Wunsche, daß sie zur Beleh-

rung und Besserung des Volks und der Jugend gebraucht würde. Vielleicht regt sie Manchen meiner verehrtesten Herren Amtsbrüder an, denselben, oder einen ähnlichen, Stoff, auf eine glücklichere Weise zu bearbeiten. Wer das Volk und die Jugendwelt kennt, dem brauche ich es nicht erst zu sagen, mit welchem Interesse solche moralisch-historische Gemälde mit dem Unterrichte verflochten werden können.

Ermüden wir daher nicht, die Hand an das h. Werk der Menschen-Bildung zu legen, denn Menschen-Bildung ist kein verdienst- und ehrenloses Geschäft; es ist Mitarbeit am Werke Gottes, und was könnte verdienst- und ehrenvoller seyn, als sein Organ zu werden? — Wenn auch keine Verdienst-Medaille unsere stillen Bemühungen krönet, kein rauschendes Menschenlob uns zu Theil wird, — uns stärkt das Pflichtgefühl, — unser Ruhm ist: das Zeugniß eines guten Gewissens! Endlich wendet sich meine Bitte an Sie, achtungswerthe Schulmänner! Sollte diese dritte Auflage das Glück haben, von Ihnen aufgenommen zu werden, so hätte ich keinen Wunsch mehr, als diesen, daß dieser Sittenspiegel durch weise Benützung recht viel Segen stifte!

Sie sind unsere Mithelfer im wichtigen Erziehungs-Zweige! Lassen Sie keine Gelegenheit vorübergehen, dem jugendlichen Gemüthe die lebhaftesten religiös-moralischen Eindrücke zu geben! Unsere Volksschulen sollen Schulen der Weisheit und Tugend werden, und dies gibt ihnen gerade ihre Wichtigkeit und Brauchbarkeit! Weihen Sie einem gründlichen und faßlichen Sitten-Unterrichte Ihre regste Sorgfalt! An der Tafel, an der Charte, am Schreibtische u. s. w. ist der Lehrer ein Rechen-, Schreib-, Sprachmeister u. s. w., aber bei dem religiös-moralischen Unterrichte ein zweiter Heiland. Wie es von Socrates heißt: „daß er die Philosophie vom Himmel auf die Erde gebracht habe," so soll der Jugendlehrer die Religion und Moral aus den höheren Regionen zu der niederen Sphäre der jugendlichen Fassungskraft herabziehen! Handeln Sie nach dem so wahren als schönen pädagogischen Axiome: „Divinität ist die höchste Aufgabe aller Bildung!" Bekämpfen Sie den Doppel-Dämon, welcher der Volksbildung in Schulen bisher hie und da gefährlich wurde, den Dämon der Langsamkeit und der Uebereilung. Das Samenkorn sproßt zuerst als schwacher Keim aus der Erde hervor, und steigt allmählich zum schattenden Baume empor. Wird mir die Vorsehung es vergönnen, so werde ich

bald eine vielleicht wichtigere Schrift an das Licht treten lassen. Segne, o Vater des Lichtes! alle guten Unternehmungen, denn ewige Wahrheit ist es: Aller Segen kömmt von Oben!

Der Herausgeber

**Franz Xaver Wolf,**
ehemals Kaplan zu Heidingsfeld.

# I.

# Verhalten gegen Gott.

---

## 1.

## Frömmigkeit.

Der Mensch stammt von Gott, und hängt ganz von Gott ab. Seine Macht erhält ihn, seine Liebe überhäuft ihn mit Wohlthaten, und eben diese Liebe regiert sein Schicksal mit unendlicher Weisheit. Das darf, das soll der Mensch nie vergessen. Er soll mit Ehrfurcht und Anbetung vor Ihm wandeln. Was er anfängt, soll er mit dem Gedanken an Ihn anfangen und mit der Bitte um glücklichen Erfolg. Er soll seiner Vorsehung, die das Gute unterstützt und befördert, vertrauen. Er soll Ihm für jede Wohlthat, für Speise, Trank und Ruhe,

und für Alles, was sein Herz erfreuet, danken. Er soll in trüben, in traurigen Tagen sich sagen: „Ich weiß nicht, was mir gut ist, Gott weiß es, und Er verhängt nur das über mich, was zu meinem Besten dienet." Er soll nie gegen Gottes heiligen Willen, den ihm das Gewissen kund macht, sündigen, und hat er einmal einen Fehler gemacht, so soll er ihn sogleich bereuen, und sich hüten, ihn noch einmal zu machen. Das ist Gottesfurcht, Religiosität, Frömmigkeit. Die Heiden kannten den wahren Gott nicht, hatten von ihren vermeintlichen Gottheiten sehr unedle Begriffe, und doch beschämt ihre Frömmigkeit manchen Christen.

Cyrus fing seinen ersten Feldzug im Vertrauen auf die Güte der Götter an. Scipio begann kein öffentliches und kein Privat-Geschäft, bevor er im Tempel des Jupiter's auf dem Kapitolium gebetet hatte. Als er von Sicilien nach Afrika ging, verrichtete er ein feierliches Gebet. Gleich nach der Einnahme von Carthagena dankte er den Göttern öffentlich wegen des glücklichen Erfolgs dieser Unternehmung.

Hannibal, der berühmte carthaginensische General, begab sich, ehe er aus Spanien ging, bis nach Cadix, um sich seiner Gelübde, die er dem Herkules gethan hatte, zu entledigen; und er verband sich zu neuen, wenn dieser Gott

sein Unternehmen würde gelingen lassen. Er hielt sich mehrere Jahre bei dem reichen Tempel der Juno Lacinia auf, und nahm, auch bei den dringendsten Bedürfnissen seines Heeres, nicht das Geringste von ihren Schätzen, und litt es auch von seinen Soldaten nicht, diebischerweise etwas daraus zu entwenden. Er ließ sogar, ehe er aus Italien ging, ein prächtiges Denkmal daselbst zurück. In dem Bündnisse, welches er mit dem Philippus, dem König von Macedonien, machte, gab er deutlich zu erkennen, daß er allen Fortgang seiner Waffen nur von dem Beistand und dem Schutze der Götter erwarte.

(Vollständige Gesch. d. röm. Reichs, 6. Th. S. 225.)

Das thaten Heiden, was sollen nicht Christen thun? —

Wirklich zeigt auch die Geschichte die bewunderungs- und nachahmungswürdigsten Beispiele an Christen aller Zeiten, die gleich hohen Leuchtthürmen zu Gott emporsteigen, und diese Tugend der Frömmigkeit in ihrer ganzen Schönheit enthüllen. Welche religiöse Begeisterung, welch' ein unerschütterlich frommer Sinn webt uns christliche Enkel nicht aus der christlichen Vorzeit der ersten Martyrer an! Wer bewundert nicht die erhabene Religiosität des Kaisers Constantin, der das beglückende Panier

des christlichen Glaubens siegreich aufpflanzte zu seinem unsterblichen Ruhme? Welche rührenden Beispiele der innigsten Anhänglichkeit an Gott und Religion liefert uns die französische Revolution noch in der spätern Zeit von Seite so vieler Edlen und Frommen, die nicht wie der frevelvolle große Haufe ihre Kniee vor den Götzen des Unglaubens und der Lasterhaftigkeit beugten!

Nirgends zeigt sich die Himmelskraft des Christen-Glaubens und die ächte Frömmigkeit herrlicher, als in der Nähe des Todes. Zum Beweise sollen hier die letzten Lebenstage des gelehrten und frommen Grafen Friedrich Leopold von Stolberg stehen. Sein Leben war die schönste Vorbereitung zu einem sanften Ende.

Da sich die Krankheits-Umstände des gräflichen Greisen von Tag zu Tag, ungeachtet aller ärztlichen Hülfe, sehr verschlimmerten, war der anwesende Arzt Lepaix sehr ernst, und äußerte den Wunsch, „daß der kranke Graf die hl. Tröstungen der Religion empfangen möchte." Der Geistliche wurde sogleich gerufen, um es ihm zu eröffnen. Ohne die geringste Befremdung nahm der kranke Stolberg es an, und sagte: „ja, sehr gerne!" — Er empfing die Heilsmittel der Sünden-Vergebung und das heil. Mahl der Liebe mit sichtbarer Rührung

und Andacht. Alle seige Kinder standen um das Bett des innigst geliebten Vaters. Welche Ruhe, welche Gelassenheit, welche Freudigkeit war in seinem Blicke; welche Zufriedenheit war über sein ganzes Wesen ausgegossen! „Kinder!“ sagte der edle Greis mit sanfter Stimme, „Kinder! seyd getrost, mir ist ganz wohl. Ich habe eine schöne Zeit gelebt, siebenzig Jahre sind über meinem Haupte hingeschwunden; — was wollt Ihr mehr? Gott weiß es, wie herzlich ich euch und euere Mutter liebe; aber doch gehe ich nun gerne aus diesem irdischen Vaterlande. Gott hat Alles so freundlich gefüget. Ich gehe nun gerne in die bessere Heimath; aber will mich Gott noch länger hier lassen, so ist es auch gut!“ Nun fühlte er sich wieder auf's Neue gestärkt, und er sagte mit gelassener Stimme: „Vor großen Schmerzen fürchte ich mich, aber wenn Gott sie mir schickt, Dank Ihm!“ Er schlief ruhig ein, und als er erwachte, war er wie verklärt, und sprach von der Liebe zu Gott und den Menschen. Einmal erwachte er aus einem Schlummer mit dem Spruche: „Jesus Christus ist uns von Gott gegeben zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heilung und zur Erlösung *).“ Er sagte dann zu den Umstehenden:

*) 1. Cor. I., 30.

Meine Grabschrift soll seyn: „Hier liegt Friedrich Leopold Stolberg, geboren den 7. November 1750 und gestorben.... Also hat Gott die Welt geliebt, daß Er seinen eingebornen Sohn gab, damit Alle, die an Ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben.“ Diese Grabschrift habe ich mir schon vor dreißig Jahren gemacht. Ich muß euch aber ersuchen, nichts hinzuzusetzen; denn wenn von dem Ewigen die Rede ist, muß man von dem Zeitlichen schweigen. Darauf wendete er mit folgenden Worten sich zur Mutter: „Lege den Kindern recht an's Herz Demuth, Wachsamkeit und Gebet für sich, und besonders Treue in der Fürbitte für Andere. Wenn Gott mir, da ich doch ein großer Sünder bin, Barmherzigkeit erzeigt, so ist es, glaube ich, weil ich — ich darf sagen — treu diese Pflicht der Liebe zu erfüllen mich bestrebt habe.“ Um 4 Uhr Morgens fand ihn seine Tochter sehr abgenommen, seine Hände kalt, — er fing an zu röcheln. Nachdem er sich wieder etwas erholt hatte, sagte er: „Ich glaube, Gott nimmt mich bald durch gänzliche Kraftlosigkeit zu sich. Ich weiß zwar wohl, daß man eine große Kraftlosigkeit aushalten kann, aber die meinige ist zu groß. Ich wünschte sehr, daß der Heiland mich heute zu sich nehme; — aber ich kann ja noch

gehorsam seyn. Gott beuge meinen zum Leiden unwilligen Sinn!" Er verlangte die Gebete für Sterbende. Bald darauf klagte er über heftigen Schmerz von Beängstigung, und sagte: „das ist Todeskampf." Seine Gattin sagte ihm hier die Worte Christi: „Ich bin die Auferstehung und das Leben," worauf er hinzufügte: „und wer an mich von Herzen glaubt, der stirbt nicht!" Ein nahestehender Arzt machte die Bemerkung: „Er glaube nicht, daß es einen Bösewicht geben könne, der bei dem Anblicke des schon halb Verklärten nicht tief erschüttert würde und sich bekehrte." Gegen 1 Uhr Mittags verlangte er alle die Seinigen zu sehen. Es war ein rührender Anblick, wie alle seine Lieben gedrängt um sein Sterbebette knieten. Er blickte mit zärtlichem Wohlgefallen umher, und sprach dann mit matter aber feierlicher Stimme: „Ich bin hier vor dem Angesichte des allgegenwärtigen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes, und flehe zu Ihm, den ich immer angebetet habe: Er möge uns Alle durch Glauben, Hoffnung und Liebe umschlingen, daß keines fehle, und wir Alle einst vereint werden am Throne des Allerhöchsten. Ich muß mich kurz fassen. Alle meine Kinder und Hausgenossen, und alle meine Freunde und Bekannten bitte ich um Verzeihung wegen mei-

ner häufigen Lieblosigkeiten, und bitte Gott, Er möge den Schaden von ihren Seelen wegnehmen, und die Folgen davon nicht auf sie, sondern auf mich legen. Ich bitte alle meine Kinder, für mich und für uns Alle zu beten. Der Geist des Herrn möge mich und uns Alle mit Seiner Liebe erfüllen, damit wir Alle Eins seyen, wie der Vater in dem Sohne. Sollte eines meiner theuern Kinder, oder eines meiner lieben Verwandten etwa glauben, daß irgend Jemand sich an mir versündigt, oder mich beleidiget habe, so beschwöre ich ihn, es nicht zu rügen, sondern nur für die Person im Stillen zu beten, von der er es glauben möchte. Nun, meine theuern, innigst geliebten Kinder! wollte ich euch nur noch Eines an das Herz legen. Wir sind Menschen, wir alle sündigen; aber haltet nur immer dem Heilande euer Herz offen, schämet euch Seiner nie. Denn auf wen, ach! auf wen könnten wir unsere Hoffnung setzen, wenn uns des Todes kalte Hand auf dem Sterbebette ergreift. Nach einiger Zeit rief er mit Inbrunst aus: „Herr Jesu! Du Sohn David's, Du Heiland der Sünder, erbarme Dich meiner!" — Nun überfiel ihn ein Frost. Er rief den Arzt und fragte: „wird es wohl morgen oder übermorgen mit mir enden?" Auf dieses erwiderte der Arzt: „Bei ihrem lebendigen Glauben und

Verlangen nach Gott darf ich es ihnen wohl sagen, es wird nicht Mitternacht für Sie!" „Gottlob! sagte er, die beiden Hände des Arztes ergreifend, und sie mit Kraft drückend, ich danke ihnen, recht herzlich danke ich ihnen! Gelobet sey Jesus!" Mit diesen Worten sank sein Haupt auf die Seite und nach einigen leichten Athemzügen war er hinübergegangen in das bessere Vaterland. — So stirbt der wahre Christ! Möchten wir doch Alle ein solches seliges Ende haben, und mit solcher Freude und Ruhe von der Erde scheiden.

Bayard, ein französischer Ritter, der seiner herrlichen Eigenschaften wegen den Ehrentitel: Der Ritter ohne Furcht und Tadel, erhielt, hatte sich sowohl durch seinen furchtlosen Muth und seine ritterliche Tapferkeit, als überhaupt durch sein edles und menschenfreundliches Betragen die Liebe und Achtung Aller erworben; er war sanft, liebevoll, gütig und gerecht gegen die Menschen, aber auch mit Ehrfurcht und Hochachtung gegen Gott erfüllt; und obgleich immer vom Waffengewühl umgeben, gab er dennoch oft Beweise seiner frommen, gottesfürchtigen Gesinnung. Am deutlichsten aber sprach sich diese am Ende seines Lebens aus. — Im Kriege, den Franz I. von Frankreich mit Carl V. von Spanien führte, sollte Bayard

bei Rebbe, unweit Mailand, den Rückzug des Heeres leiten und decken. Mit Muth und Unerschrockenheit griff er, stets der Letzte im Rückzuge, die eindringenden Spanier an; aber ein Schuß hemmte seine Anstrengungen. Mit dem Rufe: „Jesus! ich bin des Todes," sank der Held vom Pferde. Ein Stein aus einem Doppelhacken geschossen, hatte ihm das Rückgrad zerschmettert. — „Setzt mich," sprach er dann zu Denen, die zu seiner Hülfe herbeieilten, „unter jenen Baum dort, so, daß ich den Feind sehe." So sitzend küßte er das Kreuz seines Schwertes, dann tröstete er noch seine Freunde und Bekannten, die traurig um ihn herumstanden, und starb den süßen Heldentod für das Vaterland.

Der berühmte Thomas Morus, Kanzler von England, ward von dem Herzoge von Nortford getadelt, weil er in einer Kirche öffentlich seine tiefe Belehrung und Liebe zu Jesus Christus gezeigt hatte. Der König — sagte dieser Herzog — werde sein Betragen mißbilligen, und ihm seine Unzufriedenheit darüber bezeigen, daß er seine hohe Würde geschmälert habe. Thomas Morus erwiederte: „Der König, mein Herr, kann sich nicht darüber beklagen, daß ich den Herrn meines Königs ehre."

---

## 2.
## Gottesdienstlicher Eifer.

Wer im Herzen heilige Gefühle, Ehrfurcht, Liebe, Dank, Vertrauen und Ergebung gegen Gott hat und nährt, der sucht dieselben auch zu äußern, und er thut das bei jeder Gelegenheit. Er redet gerne von Gott und hört gerne von Ihm, von Seiner Macht und Liebe und allen Seinen unendlichen Vollkommenheiten, von Seiner Vorsehung und Weltregierung reden. Er besucht fleißig den öffentlichen Gottesdienst, erbaut dabei sich und sucht durch seine Andacht auch seine Mitmenschen zu erbauen. Er läßt sein Licht vor den Menschen leuchten.

Während Rom von den Galliern verwüstet und das Kapitolium von ihnen noch eingeschlossen, die Gallier auch genaue Wache hielten, und alle Zugänge des Schlosses sorgfältig bewahrt wurden, so, daß Niemand weder hinein noch heraus konnte, während dieses in Rom vorging, und die Bürger der Stadt Rom, die nicht in das Kapitolium gelassen werden konnten, über die Brücke Sublicius nach dem Berge Janiculus flohen und ihre Zuflucht in den benachbarten Städten suchten, hatte ein gewisser Fabius Dorso, als der Haupterbe seines Stammes,

ein besonderes Fest der Schutzgötter desselgen, mit einem Opfer zu feiern, befohlen, welches nach der Einsetzung an keinem andern Orte, als auf dem Berg Quirinalis geschehen durfte. Der fromme Römer machte sich an dem Tage in priesterlicher Kleidung mit seinen Hausgöttern und Opfer-Geräthschaften auf den Weg, rührte die Gallier durch seine Frömmigkeit, und wurde durch die gallischen Vorposten ungehindert zum Kapitolium hinauf, und dann auch wieder herunter gelassen. Keine Furcht vor dem Feinde hielt ihn von seiner Schuldigkeit ab, und aus Hochachtung für den Gottesdienst setzten die Gallier den Kriegsgebrauch bei Seite.

Unter dem Proconsul Lutatius und Proprätor Valerius brach in Rom eine große Feuersbrunst aus. Der Oberpriester Cäcilius Metellus rettete mit Lebensgefahr die Götter. Der Tempel der Vesta war im Brande mitbegriffen. Die Vestalinnen flohen, und die ältesten Denkmäler des römischen Gottesdienstes wären verzehrt worden, wenn nicht Metellus mitten durch die Flamme bis zu dem Heiligthume, wo das Palladium in Verwahrung lag, gedrungen wäre, und es glücklich dem Feuer entrissen hätte. Er verlor dabei das Gesicht und wurde auch durch die Flamme sehr am Arme beschädigt.

Da traf buchstäblich ein, was die heilige Schrift von einem Frommen sagt: „Der Eifer für Dein Haus hat mich verzehrt.“

(Vollst. Geschichte des röm. Reichs, 3. Th. S. 264. 5. Thl. S. 82.)

Auf einer dürftigen Pfarre lebte ein Priester, wie sie zum Segen der Menschheit aus den Mutterhänden der Kirche treten. Einfach in seinen Sitten, demüthig und feierlich im Dienste vor Gott, liebend und ernst vor den Menschen, kindlich und heiter in seinem stillen und geselligen Leben, errang er in seiner Gemeinde den Titel eines Vaters. Alles von seiner Gemeinde, die sich weit in die Gebirge erstreckte, alt und jung, ward bei seinem Anblicke und Worte aus lauter Ehrfurcht und Liebe zum Kinde. Das Alter begann den frommen Seelenhirten zu beugen, und der rauhe Winter rüttelte etwas derb an seiner morschen Hülle. Er ward krank, und konnte sich nicht mehr erholen.

Als er da, seiner Gebrechlichkeit still zusehend, im alten Lehnstuhle saß, kam der Ruf: einen kranken alten Bauer im Gebirge, drei Stunden von der Pfarre entfernt, zu versehen *).

*) Mit den heil. Sterbsakramenten und dem Troste der Religion.

Mit bittender Miene wandte sich der Priester an den Boten, und erklärte ihm: „wie schwach er selbst sey, und der Kranke sich also wohl mit einem Seelsorger der benachbarten Pfarre behelfen müsse.“

Der Bote ging. Nach sechs Stunden kam ein anderer, und brachte die dringendste Bitte eben desselben Kranken: „daß er doch kommen möge zu ihm, der so lange sein treues Beichtkind gewesen, und nun so gerne den letzten Trost von seinem väterlichen Lehrer empfangen möchte.“

Der alte Pfarrer lag noch kränklich im Bette, und stellte ihm die Unmöglichkeit vor, durch Frost und hohen Schnee den Weg in's Gebirge zu machen. Dringender sprach das Dienstgesinde zum Boten, der sich dann wieder entfernte.

Wer sollte es glauben, auch diese zweite Vorstellung genügte der frommen Sehnsucht des Kranken nicht. Ein dritter Bote kam, und bat unter den herzbrechendsten Vorstellungen von der Trostlosigkeit des Kranken: „er möchte doch zu ihm kommen, da er nicht sterben könne, bis er seinen geistlichen Tröster und Vater noch einmal gesehen habe.“

Da nahm der Priester seine letzten Kräfte zusammen, richtete sich im Bette auf, und sagte zu den Umstehenden: „Ich empfinde, daß mein

Ende nahet; doch kann ich dem Bittenden seinen Wunsch nicht versagen. Gott wird mir Kräfte verleihen, diese meine letzte Pflicht zu erfüllen. Traget mich eiligst zu ihm hin." — Er ließ sich im Bette ankleiden, mit dem kirchlichen Ornate umgeben, und versah sich, von den Anwesenden in die Kirche geführt, mit der heil. Wegzehrung. Eine Tragbahre wurde bereitet, der alte, kranke Priester darauf gelegt, mit Decken eingehüllt, und so trug man ihn, die Laterne und das Glöcklein voran, durch Nacht, Eis und Schnee in wüste Gebirge fort.

Fest hielt der fromme Diener unsers Gottes den wahren Leib des Herrn vor der Brust, und betete mit zitternden Lippen durch den ganzen langen Weg. Sie kamen zur Hütte. Der Kranke lag, schon der Auflösung übergeben, in einer dumpfen Stille ohne Bewegung und Sinn. Da tönte das Glöcklein an der Thüre. Matt wandte der Kranke sein Auge dahin. Nun kam die Bahre, darauf halb aufgerichtet der geliebte alte Pfarrer mit dem Hochwürdigsten in seinen Händen. Der Kranke that einen lauten Schrei des wonnigen Erschreckens, und faltete mit einem selig dankenden Blicke zum Himmel die Hände. Man legte den Priester zu ihm in's Bett. Zitternd griff der Kranke nach der Stole und küßte sie. Der Priester empfing seine Beichte,

spendete ihm das heil. Sakrament und die letzte heil. Salbung. Weib, Kind und Landvolk, was da betend auf den Knien herumlag, zerflossen in Thränen ob der höchsten Heiligkeit dieser Handlung. —

Beide Kranken, der Priester und der Entsühnte, beteten mit einander. Immer schwächer ward des liebenden Hirten Stimme, seine schwachen Kräfte erlagen unter der schauerlichen Reise und Anstrengung seines letzten Amtes, und er, der selbst sterbend den Trost des Himmels an das Sterbebett gebracht, sollte ihm auch voran gehen, dem treu gepflegten Sohne, dem er liebend die letzten Stunden seines frommen Lebens zum Opfer gebracht. Er drückte das geküßte Kreuz dem Sterbenden in die Hand, lächelte hinauf und verschied. Wenige Minuten nach ihm starb der Bauer.

Mag Gott der ländlichen Einfalt die fromme Unmenschlichkeit verzeihen, daß sie mit Hartnäkkigkeit darauf bestand, keinen andern, als ihren gewohnten geistlichen Tröster aus dem schweren Krankenlager zu sich zu entbitten; aber es hat für die Kirche und für die Menschheit ein eben so schönes als seltenes Beispiel der liebevollsten Ordnung gegolten, und so ist das arme Strohbett, wo im Priesterschmucke der Vater neben dem Sohne lag, der Altar der höhern Mensch-

heit, und die berauchte Stube ihr lichtumflosse-
ner Tempel geworden.

(Der Volksfreund 1825. Nro. 16. S. 62.)

Als Seitenstück mag hier aus J. G. v. Her-
der's sämmtlichen Werken zur schö-
nen Kunst, die so schön übersetzte spani-
sche Romanze: „Der Schiffbruch" ihren
Platz einnehmen.

Mitten in des Weltmeers wilden Wellen
Scheiterte das Schiff. Die Edlen retten
Sich im Fahrzeug. Wo ist Don Alonso?
Riefen sie. (Er war des Schiffes Priester.)

Reiset wohl, Ihr Freunde meines Lebens,
Bruder, Oheim! (sprach er von dem Borde;)
Meine Pflicht beginnt, die Eure endet.

Und er eilt hinunter in des Schiffes
Kammern, seine Sterbenden zu trösten;
Höret ihre Sünden, ihre Buße,
Ihr Gebet, und wehret der Verzweiflung,
Labet sie, und geht mit ihnen unter.

Welch ein Geist war größer? Jenes Cato,
der im Zorne sich die Wunden aufriß, oder die-
ses Priesters, der den Pflichten seines Amtes
treu, in's Meer sinkt?

## 3.

## Liebe zum Gebete.

Nicht nur öffentlich in dem Tempel, in der Versammlung der Gottesverehrer, auch mit den Seinigen, auch für sich allein betet der fromme Mensch oft und gerne. Durch das Gebet führt er die Seinigen zu Gott, und durch das Gebet veredelt, stärkt und beruhigt er sein Herz.

Scipio, da er in das Schiff stieg und nach Afrika überschiffte, verrichtete mit zum Himmel empor gerichteten Augen folgendes Gebet: „Ihr Götter und Göttinnen der Erde und des Meeres! ich bitte und flehe zu Euch, allen meinen Unternehmungen einen glücklichen Ausgang zu verleihen; machet, daß sie zu meiner Ehre und zu meinem Nutzen, und zur Ehre und zum Nutzen des römischen Volkes und seiner Bundes-Genossen gereichen!“

(Vollst. Gesch. d. röm. Reichs, 6. Thl. S. 346.)

Aristides, welcher nie von der Gerechtigkeit abwich, und seinem Vaterlande unbeschreiblich viele Dienste leistete und Wohlthaten erwies, wurde doch auf zehn Jahre aus der Stadt Athen und seinem Vaterlande verbannt. Bei seiner Flucht aus der Stadt hob er seine Hände zum Himmel und betete: „Ich wünsche, daß keine

Zeit kommen möge, da die Athenienser an den Aristides denken müssen, d. h., da sie unglücklich seyn und meine Hülfe nöthig haben werden."
(Gesch. von dem blühend. Griechenland, S. 499.)

In der That ein schönes Gebet, ganz im Geiste Jesu verrichtet, welcher uns auch für unsere Feinde und Beleidiger und mit den Worten zu beten befiehlt: „Vater! vergib uns unsere Schulden, wie wir vergeben unsern Schuldigern!"

Der Christ suchet vor Allem das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit; an der Erkenntniß der Wahrheit, an einem guten Gewissen, an dem Beifalle Gottes und an der Seligkeit im künftigen Leben, im Lande der frohen Unsterblichkeit, daran liegt ihm am meisten, und er betet also auch vorzüglich und am eifrigsten um diese, mit der Ueberzeugung, daß ihm das Uebrige, was er für die Erde und den Leib nöthig hat, werde beigelegt werden.

Die Kaiserin Mathilde, Gemahlin des Kaisers Heinrich des Vogelstellers, hatte, besonders in ihrem Wittwenstande, eine solche Tagesordnung, daß daraus ihre wahre, aufrichtige Frömmigkeit und Gottesfurcht unverkennbar hervorleuchtet. Wenn Alles im Schlafe versunken war, erhob sie sich leise von ihrem Lager, weckte ohne Geräusch ihre Vertraute, Richburg, und begab sich in den Tempel — ihre Schloßkapelle;

da betete sie mit gen Himmel erhobenen Händen um Gnade und Barmherzigkeit für alle Sünder, und um den ewigen Frieden für alle Seelen, besonders für diejenigen, die ihr am theuersten waren: ihres Gatten, ihrer Söhne und Töchter. Wenn sie merkte, daß die Zeit des nächtlichen Gottesdienstes der Geistlichen herannahte, schlich sie sich wieder in ihr Gemach und auf ihr Lager zurück, gleich als hätte sie es nicht verlassen; sobald aber die Glocke tönte, die zum Gottesdienste rief, so war sie wieder die erste, die dem heil. Orte zueilte; dort betete sie, wenn sich auch Alles entfernt hatte, und so lange, bis das Morgenroth die nächtlichen Schatten verscheuchte.

---

4.

## Dank gegen Gott für widrige Schicksale.

Ein gutes Gemüth fühlt mit Dank und Rührung die Größe und Mannigfaltigkeiten der göttlichen Wohlthaten. Bei dem Lichte und der Wärme der freundlichen Sonne, bei dem Segen, der über unsere Saatfelder, Gärten und Wiesen ausgegossen ist, bei der Liebe, mit der uns so viele Menschen entgegen kommen, bei

der Speise, die uns labt, dem Tranke, der unsern Durst löscht, dem Schlafe, der unsere müden Glieder erquickt, bei allem dem und bei den übrigen Gutthaten, welche Gott mit seiner Vaterhand huldvoll ausspendet, richtet sich ein gutes Gemüth gerührt zum Himmel empor. Aber das thut es nicht nur für angenehme und erwünschte Dinge und Ereignisse, das thut es auch für die Leiden, welche Gott ihm zuschickt, überzeugt, daß Gott mit gleicher Huld, wie seine Wohlthaten, dieselben ihm zuschicke; daß Er dabei keine andere Absicht habe, als uns von unsern Unarten, von unserem Stolze, unserer Anhänglichkeit an das Irdische zu entwöhnen, unsere Sehnsucht nach dem Himmel, nach besseren und bleibenden Gütern zu wecken, und uns für die Ewigkeit zu erziehen.

Der Graf Büssy sah in dem Unglücke, in das er fiel, den Anfang und den Grund seines Heils. Er fiel in die Ungnade seines Königs, und statt darüber betrübt zu seyn, sagte er: „Ich bin meinem König mehr für seine Ungnade verpflichtet, als wenn er mich zum Marschall von Frankreich gemacht hätte.“

Wen Gott lieb hat, den züchtigt Er.

(Oeuvres melées de C. de Bussy. T. III. Pag. 356.)

Ein vornehmer Mann wollte aus Irland nach England überschiffen. Aber gerade in dem Augenblicke, da er das Schiff besteigen wollte, hatte er das Unglück, zu fallen, und ein Bein zu brechen. Alles lief herzu, und seine Freunde bedauerten ihn sehr wegen seines Unfalles. Er mußte nun seine Fahrt aufgeben und dagegen eine lange, schmerzhafte Kur voraussehen; demungeachtet behielt er seine Ruhe und Fassung, tröstete sogar noch seine trauernden Freunde. „Seyen wir nicht traurig deswegen", sprach er, „danken wir vielmehr Gott für diesen Unfall, denn er gereicht gewiß zu meinem Besten." Dieß wollte freilich Niemand einleuchten; denn wie sollte ein solcher Unfall gut seyn können? Aber es zeigte sich bald, daß der gute Mann wahr gesprochen hatte; das Schiff, auf dem er nach England fahren wollte, ging in einem Sturme zu Grunde, und was auf dem Schiffe lebte, fand im Meere sein Grab.

(Snell's Erzählungen. I. 120.)

---

5.

## Reue vor Gott.

Als der Cardinal Wolsey, der Liebling des Königs Heinrich VII. in England, nach

England gebracht wurde, unterwegs aber tödtlich krank wurde, sagte er: „Hätte ich nur Gott mit eben der Sorgfalt gedient, mit welcher ich dem König gedient habe; hätte ich das gethan, so würde Er mich nicht in meinem grauen Alter verlassen haben. Aber das ist jetzt mein gerechter Lohn, da ich nicht auf den Dienst Gottes, sondern allein auf den Dienst meines Fürsten bedacht gewesen bin."

(Britischer Plutarch, 1. Thl. S. 58.)

Als Kaiser Karl V. einst einen seiner Hofherren, den er seiner vielen und großen Verdienste wegen überaus schätzte und liebte, bei dessen Krankheit besuchte, soll der Kranke, wie man erzählt, von ihm verlangt haben: „er möchte sein Leben nur um eine Stunde verlängern. „Ja, wie kann ich dieses, seufzte der Kaiser, ich bin ja selbst nur ein schwacher Mensch!" „O ich Elender! rief nun der Kranke, so habe ich also mein ganzes Leben nur dem Dienste eines Menschen gewidmet, der meine Tage nicht um eine Stunde verlängern kann; und so gehe ich jetzt aus diesem Leben, ohne nur einmal recht eingesehen zu haben, weswegen ich da war!"

(Lehrreiche Gedanken v. Matth. v. Schönberg.)

Wohl dem, dessen Reue nicht zu spät, sondern zur Zeit kömmt, da er sich noch bessern kann!

---

## 6.
## Achtung des Eides.

An Gott denken, der Alles weiß, und doch lügen; an Gott denken, der heilig und gerecht ist, und jede Unwahrheit und jedes Böse haßt und straft, und dessen strafender Gerechtigkeit kein frevelnder Sterbliche entgehen kann; an Gott denken, und doch falsches Zeugniß geben, das kann nur der, welcher schon tief in Unglauben und Verdorbenheit gesunken ist; der gottesfürchtige und tugendhafte Mensch kann das nicht. Wird deshalb der Mensch, der Christ von der Obrigkeit aufgefodert, einen Eid abzulegen, um, wie der Apostel sagt, des Haders ein Ende zu machen, so bleibt er strenge bei der Wahrheit, und was er beschworen hat, das hält er, und wenn es ihm auch die größten und härtesten Opfer kosten sollte. Er denkt, es ist besser, in die Hände der Menschen, als in die Hände des strafenden ewigen Richters zu fallen. Er denkt: was hilft es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden leidet?

Marcus Atilius Regulus wurde, da er zum zweitenmale Consul war, von den Karthaginensern gefangen. Er wurde mit dem Auf-

trage an den Senat zu Rom abgesandt, daß den Karthaginensern gegen ihn mehrere vortreffliche junge Kriegsleute, die von ihrer Seite von den Römern gefangen waren, ausgeliefert werden sollten, und im Falle er diese Auslieferung nicht bewirken könne, solle er wieder zurückkehren. Dieses letzte mußte er mit einem Eide beschwören. Er richtete seinen Auftrag aus, rieth, nach seiner Ueberzeugung, seinem Vaterlande das Beste, und kehrte, obgleich er seine schrecklichen Mißhandlungen nnd seinen qualvollen Tod vorhersah, wieder in seine Gefangenschaft zurück. Die Karthaginenser schnitten ihm die Augenlieder ab, banden ihn auf die Folter, und tödteten ihn dadurch, daß sie ihn nicht schlafen ließen. Er litt aber dieses lieber, als daß er die Heiligkeit des Eides verletzte.

(Aus Gedike's lat. Lesebuche übersetzt, S. 49.)

Ein ähnliches Beispiel liefert uns die Geschichte unseres eigenen Volkes, die Geschichte der Deutschen.

Nach Heinrich's VII., Königs der Deutschen, Tod, wurden unglücklicher Weise zwei Könige gewählt, Ludwig von Bayern und Friedrich der Schöne, von Oesterreich. Beide wurden gekrönt; jeder suchte sein Recht mit Waffengewalt zu vertheidigen, und keiner wollte nachgeben. Friedrich ward 1524 in einer

Schlacht bei Mühldorf gefangen, und seinem Gegner vorgestellt, welcher ihn zur Verwahrung auf das Schloß Trausnitz bringen ließ. Durch mancherlei Umstände gedrungen, wollte sich der König Ludwig mit ihm, seinem Gegen-Könige Friedrich, aussöhnen. Er ritt daher nach Trausnitz, und bot ihm Befreiung und Versöhnung unter der Bedingung an: „daß Friedrich der Regierung entsagen, die Reichsgüter ausliefern, und ihm Beistand wider den Pabst leisten sollte." Friedrich, der seiner Gefangenschaft müde war, verstand sich zu Allem, und ging ungehindert nach Hause.

Als aber seine Brüder vernahmen, mit welchen Opfern er seine Freiheit erkauft hatte, erklärten sie den ganzen Vertrag für ungültig, und auch der Pabst verwarf denselben, als mit Gewalt erzwungen. Friedrich aber bestand mit redlichem Gemüthe auf der Erfüllung seines fürstlichen Wortes, und da sich seine Brüder nicht bewegen ließen, ihre Beistimmung zu geben, kehrte er freiwillig in die Gefangenschaft zurück.

Durch diese Redlichkeit wurde der König Ludwig so gerührt, daß er ihm seine Arme öffnete, ihn an sein Herz drückte, zum Freunde wählte, und erklärte, daß er fortan gleiche Ehre und gleiche Gewalt im Reiche mit ihm besitzen sollte. —

(Jerrer's Geschichte d. Deutschen, 1. Thl. S. 421.)

## 7.

## Macht der Religion.

Als die Franzosen in Madrid einzogen, war auch ein junger Spanier von der Glaubens-Armee unter ihnen. Plötzlich stürzte ein Frauenzimmer, mit fliegenden Haaren, bleich und blutbefleckt von den Stufen eines Tempels herab, und — vor dem Glaubens-Krieger sich hinwerfend — rief sie aus: „Mein Bruder! mein Alphons!“ Da flog ihr der junge Kriegsgefährte entgegen, drückte sie an sein Herz, und sie feurig umarmend, fragte er sogleich nach seinem Vater. „Du sollst ihn sehen“ antwortete sie, und wischte sich die Thränen ab. „Auch ich muß weinen, sagte Alphons; ach, wie süß sind die Zähren, welche die Freude vergießen macht!“ Was redest Du von Freude! schrie das spanische Mädchen, auf! komm mit mir.... und sie suchte ihn fort zu ziehen. — „Wohin führst du mich?“ — „Zu unserm Vater....“ „Wo ist er denn? dieß ist ja nicht der Weg, der zu seiner Wohnung führt...“ „Zu seiner Wohnung? Ach! er ist nicht mehr!...“ Diese Worte sprach sie im Tone der heftigsten Verzweiflung aus. „Ha, ich schaudere!“ rief der junge Mann. „Wer konnte meinen alten Va-

ter aus seinem Eigenthume vertreiben? o rede, meine Schwester!" — „Ungeheuer konnten es! Barbaren!" — „Rede, wo ist er? ich beschwöre dich bei Gott!" „Auf dem großen Platze ist er...komm!"

Beide Geschwister eilten fort, und langten auf dem großen Platze an. Dort lagen noch Leichname, welche die Grausamkeit der Aufrührer, der Glaubens- und Königsfeinde dem Tode geopfert hatten. Das Mädchen deutete ihm auf den Haufen der Geschlachteten, die noch unbegraben hier aufgeschichtet lagen, und sagte: „Hier befindet sich unser Vater!...Räche ihn!..." und sie nannte ihm den feigen Mörder ihres Vaters. Alphons stand eine Weile wie versteinert da; dann erhob er seine Blicke zum Himmel, gleichsam dort die Stärke und Weihe seiner Rache zu suchen. Seine Schwester lag bereits auf den Knieen neben dem grausam verstümmelten Körper eines Greises. Dann rief sie aus: „Schau ihn hier!" Der Krieger stürzte auf den Leichnam hin, und schwur: „Er soll gerächt werden!" Er heftete seine bleichen Lippen fest auf die Wange seines entseelten Vaters; stand dann auf, und es blitzte der Degen in seiner Hand. „Schwester! rief er aus, bewache mir seinen Leichnam; ich eile, ihn zu rächen!" — Der junge Mann war plötzlich kein Mensch mehr, er

war ein Löwe, ein Löwe, der da nach Blut mit brennendem Durste schnaubte, denn er sah ja hier den Leichnam seines unmenschlich gemordeten Vaters! Er stürzte fort.... Unsere Soldaten hielten ihn auf; ein Offizier wollte ihn beruhigen, ihm von Ergebung in sein Schicksal, vom Vergessen des Geschehenen, von Verzeihung sprechen. „Unglückseliger! rief der Gereizte, würdet ihr nicht selbst euern Vater rächen? Betrachtet hier den verstümmelten Leib des meinigen!“ Dieß sprechend, verdoppelte sich seine Wuth. Gleich darauf fiel er dem Offizier zu Füßen, ergriff dessen Hände, küßte sie, bat und verlangte von ihm die Rache als eine Gnade, foderte das Blut seines Feindes als eine Wohlthat.... Aber, wie man leicht denken kann, es waren solche Bitten vergeblich; wir glaubten schon zu sehen, wie seine Verzweiflung ihn zum Selbstmorde bringen müßte; denn er wiederholte unabläßig: „Wenn ich den Mörder nicht tödte, so thue ich mir den Tod an!“ — Da hörte ein Ordensgeistlicher seiner Nation dies Geschrei und kam zu ihm. Der Wüthende stieß ihn zurück. Der Priester ließ sich aber nicht abschrecken, und nahete sich ihm abermal, mit dem Rufe: „Bist du ein Christ, Alphons?“ Der junge Streiter erhob die Blicke, und antwortete: „Ja, der bin ich; aber ich will meinen Vater rächen.“ —

Da zeigte ihm der Geistliche ein Kruzifix, und sagte: „So tritt es hier mit Füßen, denn der daran ausgestreckt hängt, ist gestorben, um uns zu lehren, daß wir verzeihen sollen!" Schweigend zeigte ihm Alphons den Leichnam seines Vaters. Der Priester errieth seine Gedanken, und setzte schnell hinzu: „Ja, ja! auch dem Mörder unseres Vaters müssen wir verzeihen!" Hier schüttelte Alphons verneinend sein Haupt; allein der ehrwürdige Priester fiel ihm zu Füßen, und rief mit aufgehobenem Kruzifixe: „Um racheschnaubend deinem Feinde nachzulaufen, mußt du erst über mich, den Diener Christi hinstürzen, mußt du über dieses Kreuz hinschreiten, das dein Vater bei'm letzten Athemzuge versöhnlich küßte." Von diesen Worten ergriffen, hob der junge Spanier den alten Priester empor, drückte das Kruzifix an seine Lippen und fiel dem frommen Ordensmanne in die Arme, während der gezückte Degen seiner Rechten entsank.

(Aus den Lettres Vendéennes von dem Grafen Walsh.)

# II.

# Verhalten gegen den Nächsten.

---

## 8.

## Würdigung und Achtung des Menschen.

Der Mensch steht auf der höchsten Stufe der sichtbaren Schöpfung, und Gott hat ihn vor allen andern Geschöpfen ausgezeichnet und geehrt. Der Mensch trägt Gottes Bild, er hat Vernunft und freien Willen. Mit seiner Vernunft durchdringt er Alles, erforscht er die Gesetze der Natur, berechnet er die Entfernung, die Größe und den Lauf der Sterne, und erhebt sich bis zum Urheber und Herrn der Natur, zu Gott. Seiner Forschbegierde und seinem Vordringen in der Erkenntniß läßt sich gar keine Gränze setzen. Mit seinem freien Willen er-

greift und übt er das erkannte Gute, wird so der Wohlthäter seiner Mitmenschen, und Gott ähnlich. Sein Geist, so ausgerüstet, theilt das Grab nicht mit seinem Leibe, er ist unsterblich, und geht in die Ewigkeit, wo der Allgütige seine treuen Verehrer mit reiner und unvergänglicher Seligkeit belohnt. Der Mensch hat also hohen Werth, hat Würde, und behält diese, wenn er auch in ein zerrissenes Kleid eingehüllt ist, und in einer schlechten Hütte wohnt. Wer sich nicht durch schlechte Handlungen selbst entehrt hat, fühlt diese Würde in sich, und erkennt und ehrt sie auch in Andern.

Zu dem Kaiser Rudolph von Habsburg hatte Jedermann freien Zutritt. Einmal wollte die Wache vor seiner Wohnung einen geringen Menschen, der ihn zu sprechen verlangte, nicht zur Thür hineinlassen. Der Kaiser bemerkte dieses, und rief der Wache zu: „Ei, laßt ihn doch herein; bin ich denn zum Könige erwählt, daß ich mich einschließe!“ —

(Jerrer's Geschichte, 1. Thl. S. 396.)

König Karl bezwang den König der Longobarden mit Namen Desiderius, und steckte ihn in ein Kloster. Dieser König der Longobarden hatte Freunde und Diener, welche es versuchten, ihn durch eine Verschwörung wieder auf den Thron zu heben. Unter ihnen war

auch sein Kanzler, Paul Warnefried, ein allgemein verehrter und trefflicher Geschichtschreiber. Der Anschlag wurde entdeckt, und Warnefried sollte zur Strafe seines Verbrechens, nach dem Urtheile der Richter, Augen und Hände verlieren. Ihr Ausspruch wurde dem Könige Karl zur Bestätigung vorgelegt. „Nicht also, sprach Karl, als ihm dasselbe vorgelesen wurde, was sollten wir andere Hände finden, die mit gleicher Kunst und Anmuth die Geschichte der Völker schrieben? Warnefried sey begnadiget!“ —

(Jerrer's Geschichte, 1. Thl. S. 131.)

---

## 9.

## Thätige Menschenliebe.

Auf Nichts dringt das Christenthum so sehr, als auf Menschenliebe. Es ist die Religion der Liebe. Der Heiland setzt sie dem Gebote der Gottesliebe an die Seite. Johannes, sein Schüler sagt: „Wer den Menschen, den er „sehe, nicht liebe, liebe auch Gott nicht, den er „nicht sehe;“ und Jakobus schreibt: „das ist „wahre Religion, sich der Wittwen und Waisen „in ihrer Trübsal annehmen, und sich vor den

„Lastern der Welt unbefleckt bewahren.“ Mit süßen Empfindungen und freundlichen Worten ist aber dem Gebote der Menschenliebe noch nicht Genüge geschehen, sie muß sich im Werke zeigen. „Lasset uns,“ sagt ebenfalls Johannes, der Schooßjünger Jesu, „lasset uns lieben nicht „bloß mit Worten, oder mit der Zunge, sondern „in der That und Wahrheit.“

Aufrichtige, thätige Menschenliebe hatte Jean de **Rotrou**, ein tragischer Dichter, geboren zu **Dreux** 1609, gestorben 1650. Er war in seiner Geburtsstadt Polizei-Lieutenant. Diese Stadt wurde mit einer ansteckenden Krankheit heimgesucht. Seine Freunde zu Paris riethen ihm, in Sicherheit zu setzen, und die gefährliche Stadt zu verlassen. „Mein Gewissen“ sagte er ihnen, „erlaubt mir dieses nicht. Ich muß in gegenwärtigen Umständen noch für gute Anstalten sorgen. Freilich ist die Gefahr, in der ich mich befinde, sehr groß; denn indem ich dieses schreibe, wird die Glocke zum zwei und zwanzigsten Male für heute verstorbene Personen geläutet. Sie läute auch für mich, wenn es Gottes Wille ist.“ Bald wurde er auch ein Opfer seiner Pflicht.

(Sammlung historischer Schilderungen. S. 393.)

Eben so thätige Menschenliebe zeigte Joseph **II.** bei einer großen Wassergefahr. — Ein starkes Thauwetter hatte die Donau so an-

geschwellt, daß die ganze Leopoldstadt (Vorstadt von Wien,) unter Wasser stand. Da dadurch die Verbindung mit Wien unterbrochen, und die Zufuhr von Lebensmitteln abgeschnitten war; so mußte auch bald Mangel an denselben eintreten. Man wußte dies in Wien wohl, aber Niemand getraute sich, über den empörten Fluthen und durch die tobenden Eisschollen hindurch den Bedrängten zu Hülfe zu eilen. — Da erschien Kaiser Joseph, ein Retter in der Noth. Ohne auf sich zu merken oder die große Gefahr zu achten, bestieg er ein Fahrzeug, und kam so mit Hülfe einiger muthigen Schiffer glücklich in Leopoldstadt an, wo er sich sogleich nach Allem erkundigte, was man dort bedurfte. Dadurch hatte der Kaiser die Möglichkeit gezeigt, daß man den Leidenden zu Hülfe eilen konnte, und darum war denn bei seiner Zurückkunft Alles dazu bereit; eine Menge Kähne setzten sich in Bewegung, um Lebensmittel zuzuführen.

Denselben edeln, kühnen Muth bewies Prinz Leopold von Braunschweig; leider aber nicht so glücklich, als Kaiser Joseph. — Im Frühjahre 1785 war die Oder so stark und schnell angelaufen, daß sie weit über ihr Ufer trat, und so Alles unter Wasser setzte. Mehrere geringe Leute, die (in den Vorstädten von Frankfurt) in kleinen Häusern nicht weit vom Flusse wohn-

ten, hatten kaum so viel Zeit, sich auf hohe Bäume oder auf die Dächer ihrer Wohnungen, zu retten. Da saßen sie aber nun ohne Hülfe, ohne Hoffnung, dem gewissen Tode entgegensehend. Niemand konnte ohne die augenscheinlichste Lebensgefahr es wagen, zu ihrer Rettung sich dem wild aufgereizten Elemente preis zu geben. — Da wagte es Prinz Leopold von Braunschweig, der damals mit einem Regimente in Frankfurt lag. Hingerissen von edelm Mitleidsgefühle, bestieg er einen Kahn, um zu retten, was er retten könnte; aber ach! noch ehe er an Ort und Stelle kam, stieß das schwache Fahrzeug an eine unter Wasser stehende Mauer, schlug um, und begrub so den hochherzigen Menschenfreund in den Fluthen.

Zu Verona in Italien war ein Zöllner, der auf einer Brücke über der Etsch wohnte, bei einer großen Ueberschwemmung in die augenscheinlichste Lebensgefahr gekommen. Die wilden Fluthen hatten von der Brücke einen Pfeiler und Bogen nach dem andern hinweggerissen, und nur der Bogen stand noch, der die Hütte des Zöllners trug, doch drohte auch dieser baldiger Einsturz. Händeringend sah der Unglückliche hinaus in das heranstürmende Element — seinem sichern Tode entgegen. Kein Retter wollte sich zeigen. War auch der Wille da, Niemand von

der gaffenden Menge am Ufer hatte den Muth, das Wagestück zu unternehmen. Vielleicht thut es Geld, dachte ein herbeieilender vornehmer Mann, und bot einen Beutel mit 200 Dukaten dem, der Rettung schaffe. Dies schien Wirkung zu thun. Ein einfacher schlichter Landmann, dessen Name die Geschichte verschweigt, drängte sich hervor aus der Menge und warf sich in einen Kahn, um wo möglich Rettung zu bringen. Mit Mühe und Anstrengung erreichte er die zitternde Hütte, aber leider! das Fahrzeug war zu schwach, um die ganze Familie auf einmal zu fassen und zu retten. Dreimal mußte er die gefährliche Reise versuchen, um Alle an's Land zu bringen, und dreimal gelang es ihm. Kaum war er mit den Letzten am Ufer, da stürzte der Rest der Brücke mit der Hütte zusammen. Um so inniger war nun der Dank der Geretteten, um so rauschender der Beifall der Menge. Auch der vornehme reiche Mann eilte herbei, und reichte in der aufrichtigsten Freude seines Herzens das gebotene Geschenk dem Retter. — Doch diesen hatte nicht Geldliebe, ihn hatte ein edlerer Beweggrund, — Menschenliebe — zu seiner Heldenthat getrieben. „Reichen sie, sprach er daher mit Würde zu dem reichen Manne, reichen sie ihr Geld lieber dem Zöllner, der nun Alles verloren hat.“ — Und einen höhern Lohn

— das Bewußtseyn einer edeln That im Innern tragend — ging er von dannen.

So zeiget sich wahre uneigennützige Menschenliebe im Werke.

(Kinderfreund von Rochow.)

---

## 10.
## Wohlthätigkeit.

Die Menschenliebe äußert sich durch Wohlthun, und der Menschenfreund ist nie heiterer und vergnügter, als wenn er die Zeit und Gelegenheit zum Wohlthun benützt hat. Hat er sich einmal einer Nachläßigkeit schuldig gemacht, so macht er sich bittere Vorwürfe darüber.

Cimon, ein berühmter Feldherr und Staatsmann von Athen, Sohn des so undankbar behandelten Miltiades, benützte seine großen, durch seine Siege sich erworbenen Schätze dazu, um Andern wohlzuthun. — Seine Landgüter und Gärten standen Jedem zum Gebrauche offen; er hatte keine Wache dahin gestellt, um die Früchte derselben zu bewahren. Es sollte Jeder sich derselben bedienen dürfen, wie er wollte. Ging er aus, so hatte er immer Bediente bei sich, die ihm Geld nachtrugen, damit er Jedem, der ihn

darum ansprach, sogleich helfen könnte, und damit es nicht etwa scheinen möchte, er wolle nicht, oder doch nicht gerne helfen, wenn er den Bittenden auf eine andere Zeit oder in seine Wohnung bestellen müßte. Traf er arme, schlechtgekleidete Leute, so gab er ihnen oft sogar seinen eigenen Mantel zur Bedeckung. Seine Tafel war immer so reichlich bestellt, daß er Alle, die er auf offenem Platze antraf, und die noch nicht zu Tische geladen waren, einladen konnte; er that es täglich. Nie verweigerte er einem Bürger die Erfüllung einer Bitte, wenn sie in seinen Kräften stand. Mehrere sogar hatten ihm ihren Wohlstand zu verdanken. Ja seine Wohlthätigkeit ging so weit, daß er die Leichen der Armen auf seine Kosten begraben ließ.

(Corn. Nepos.)

Der römische Kaiser Titus erinnerte sich am Abende eines Tages, daß er ihn, ohne einem Menschen wohlgethan zu haben, habe vorbeigehen lassen. Voll Betrübniß sprach er deshalb zu den ihn umgebenden Freunden: „Freunde, diesen Tag habe ich verloren!“ Seines Wohlthuns wegen, nannten ihn seine Zeitgenossen „die Freude des Menschengeschlechtes.“

Kaiser Karl, der Große, aß nicht, ohne Arme mit sich essen zu lassen. Seiner Tafel gegenüber stand noch eine andere, an welcher

täglich eine gewisse Anzahl Armer gespeis't wurden, die ihn für seine Wohlthätigkeit segneten.

(Jerrer's Geschichte, 1. Thl. S. 151.)

Im Audienz-Saale des Cardinals Farnese, dessen Güte und Wohlthätigkeit bekannt war, fand sich einst unter andern Bittenden auch eine Wittwe mit ihrer schönen siebenzehnjährigen Tochter ein. Der Cardinal ging freundlich auf sie zu, und fragte nach ihrer Angelegenheit. „Ach! sagte sie wehmüthig, wenn ich die Tugend meiner Tochter nicht den bösen Lüsten meines Wirthes aufopfern will, so muß ich heute noch meine Wohnung verlassen, weil ich die Miethe nicht bezahlen kann. Mit fünf Dukaten wäre mir aber geholfen.“ — Ohne ein Wort zu reden, setzte sich der Cardinal nieder, und schrieb für die Wittwe eine Anweisung auf fünfzig Dukaten; er gab sie ihr und schickte sie mit der väterlichen Mahnung, nur immer so fest an der Tugend zu halten, wo es dann gewiß nicht an seiner Hülfe fehlen würde, zu seinem Haushofmeister. Aber wie erstaunte die Wittwe, da ihr dieser statt fünf Dukaten fünfzig auszahlte! Sie wollte diese durchaus nicht annehmen; und im Glauben, der Cardinal habe sich in der Anweisung geirrt, ruhte sie nicht, bis der Hofmeister selbst mit ihr zum Cardinal ging, um das Versehen gut machen zu lassen; der Cardi-

nal, froh erstaunt, so viele Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit zu finden, war sogleich bereit, sie zu belohnen, und sagte daher zur Wittwe: „Ich habe mich wirklich geirrt, wie ich jetzt aus ihrem Verhalten sehe.“ Mit diesen Worten setzte er sich, schrieb statt fünfzig Dukaten fünfhundert, und gab dann der Wittwe die Anweisung zurück, mit dem Bescheide: „Eilen sie, ihren Wirth zu bezahlen und dessen Haus zu verlassen. — Was von dem Gelde übrig bleibt, ist zur Ausstattung der tugendhaften Tochter bestimmt.“

Edler Wettstreit zwischen Ehrlichkeit und wohlthätiger Güte!

---

11.

## Zum Nachtheile Anderer, darf man nicht wohlthun.

So edel und beseligend das Wohlthun ist, so darf es doch nicht auf Kosten Anderer geschehen; denn die Gerechtigkeit geht der Güte vor.

Einst ließen die Carthaginenser durch eine Gesandtschaft bei dem englischen Könige, Ptolomäus Philadelphus, um einen Vorschuß an Geld ansuchen. Die Carthaginenser standen

mit Rom im Kriege, und dieser König war auch der Römer Freund. Er gab also den carthaginensischen Gesandten die Antwort: „Ich „wollte euch gerne gegen Feinde oder gleich„gültige Völker beispringen, aber ich darf ohne „mich einer Untreue schuldig zu machen, Freun„den, zum Nachtheile anderer Freunde, nicht an „die Hand gehen."

---

## 12.

## Edelmuth.

Auch im Drange der Zeit, im Gewirre der Umstände, dennoch auch auf die Leiden seiner Mitmenschen sehen, und lieber auf seinen Vortheil verzichten, als seine Brüder im Elende lassen, ist die Habe einer edeln Seele.

Von Bertrand du Guesclin, einem ausgezeichneten Helden des 14. Jahrhunderts und Connetable von Frankreich, hat uns die Geschichte folgenden sehr rühmlichen Zug seines edeln Charakters aufbewahrt:

Seines flammenden Heldenmuthes und seiner bewährten Tapferkeit wegen suchte ihn bei entstandenen Fehden und Kriegen jede Partei in ihrem Heere zu haben — das Glück war mei-

stens auf seiner Seite —, und du Guesclin war gerne im Kampfe. Er unterstützte daher auch Heinrich, der den Titel: „König von Castilien" angenommen hatte, gegen seinen Bruder, Peter den Grausamen, und half den Letzteren entthronen. Doch bei dieser Unternehmung gerieth du Guesclin bei einer ohne seine Schuld verlornen Schlacht in die Gefangenschaft des englischen Prinzen von Wallis, des sogenannten schwarzen Prinzen. Lange mußte er da schmachten, vielleicht weil man sich vor seiner Alles niederwerfenden Tapferkeit fürchtete; doch endlich wurde er, aber nur gegen das Versprechen freigelassen, 100,000 Goldgulden für seine Befreiung zu bezahlen, oder, wenn er diese nicht zusammen brächte, in seinen Kerker zurückzukehren. Bald hatte Bertrand diese Summe beisammen, denn Alles, selbst seine Feinde beeiferten sich, zur Befreiung des geschätzten Helden beizutragen. Aber da er das Lösegeld überbringen wollte, traf er mehrere achtungswerthe französische Ritter, denen es an Mitteln fehlte, sich aus ihrer Gefangenschaft loszukaufen. Sogleich vertheilte er den ganzen Betrag unter sie. Er rechnete dabei auf eine Summe, die er auf unvorhergesehene Fälle seiner Gattin zurückgelassen hatte; aber da er diese erheben wollte, da fand es sich, daß sie seine Frau zu gleichem

Zwecke schon verwendet hatte. Entzückt, eine so vaterländisch gesinnte Gattin zu besitzen, eilte er zurück in sein Gefängniß, aus dem er endlich nur durch die Freigebigkeit seines Königs befreit wurde.

Als Erzherzog Karl von Oesterreich im Jahre 1800 nach Böhmen reiste, um bei derselben den Oberbefehl gegen die Franzosen zu übernehmen, traf er, indem er sich dem Kampfplatze näherte, mehrere Verwundete, die, verlassen von aller Hülfe, sich mühsam fortschleppten, und, wenn noch Kräfte übrig waren, zum Theil ihre Bagage-Wagen selbst zogen, damit dieselben nicht in die Hände des Feindes fallen möchten. Gerührt von solchem Elende, ließ der edelmüthige Prinz sogleich die Pferde von mehreren Kanonen, die ebenfalls schon im Rückzuge begriffen waren, abspannen, und vor die Bagage-Wagen bringen, auf welche sich dann die Verwundeten setzen mußten; „denn, sagte er, solche brave Leute verdienen es wohl mehr, gerettet zu werden, als ein paar Kanonen.“ — Aber der feindliche Befehlshaber, Marschall Moreau, hatte ebenfalls das Herz an der rechten Stelle. Er hatte kaum diese edelmüthige Handlung erfahren, so ließ er die zurückgelassenen Kanonen den Oesterreichern zurückgeben; „ich will keine Kanonen, sagte er, die aus so men-

schenfreundlichen Beweggründen zurückgelassen worden sind."

Frau von Geoffrin, eine durch ihren Geist sowohl, als durch ihr gutes Herz ausgezeichnete Dame, hatte sich von dem berühmten Maler Vanloo zwei Gemälde verfertigen lassen, und bezahlte ihm dafür, weil sie sehr gut getroffen waren, 4000 Livres, obgleich er selbst nur 3000 verlangt hatte. Als aber in der Folge die Familie des Malers nach dessen Tode in mißliche Umstände gerieth, so kam Frau von Geoffrin auf den Gedanken, ihre zwei Gemälde, die, wie sie zuverläßig hoffte, nun nach dem Tode Vanloo's im Preise gestiegen seyn würden, zum Besten der unglücklichen Familie öffentlich zu versteigern. Sie ließ daher die Versteigerung bekannt machen, und wirklich kamen die zwei Gemälde um einen sehr hohen Preis heraus; Katharina II. von Rußland ließ dieselben um 340,000 Livres erstehen. Kaum war diese Summe aber bezahlt, so schickte Frau von Geoffrin 30,000 Livres davon an die hinterlassene Malers-Wittwe mit einem sehr freundschaftlichen Schreiben, worin sie von den Gemälden in einem Tone sprach, als hätte sie dieselben nicht als Eigenthum besessen, sondern nur als anvertrautes Gut, worauf sie dem seligen Vanloo 4000 Livres vorgeliehen gehabt hätte.

Edel ist es, Andern Wohlthaten erweisen und dieselben noch zu verbergen suchen. Was die Rechte thut, soll die Linke nicht wissen.

---

## 13.

## Freundlichkeit und Herablassung.

Man kann nicht Allen wohlthun, aber Allen kann man höflich und freundlich begegnen. Die Freundlichkeit ist eine Münze, die Jeder besitzen oder sich doch erwerben kann, die Jeder gerne annimmt, und die man häufig ausgeben kann, ohne Schatz und Reichthum zu vermindern. Freundlichkeit erwirbt uns Achtung, Gefälligkeit und Zuneigung bei den Menschen. Man sucht und schätzt sie daher bei Allen, nicht nur bei gemeinen und niederen, sondern auch bei höheren Personen, bei Obrigkeiten, Fürsten und Regenten. Bei diesen heißt dann Freundlichkeit, wenn sie gegen Geringere gerichtet ist, auch Herablassung, und ist eine Tugend, die ihnen nicht nur zur schönsten Zierde gereicht, sondern ihnen auch die Achtung und Liebe ihrer Unterthanen am gewissesten erwirbt.

Scipio, der so viele Tugenden besaß, war auch überaus freundlich gegen Jedermann. Den Befehlshabern, welche er unter sich hatte, begegnete er mit aller Höflichkeit; er erhob ihre Dienste, und rühmte ihre schönen Handlungen. Selbst seine Verweise wußte er durch Blicke voll Güte und Aufrichtigkeit liebenswürdig zu machen. Mußte er strafen, so strafte er nie anders, als mit Theilnahme und sichtbarem Widerwillen.

(Vollst. Gesch. d. röm. Reichs. 6. Th. S. 225.)

Trajan, der Ausgezeichnetste vom Kaiser, der Liebling seines Volkes, betrug sich so freundlich, herablassend und liebevoll, daß er sich mit dem Geringsten seiner Unterthanen in Gespräche und Unterhaltungen einließ. Als ihm deshalb einige Hofleute einmal Vorstellungen machten, so gab er zur Antwort: „Ich will mich als Kaiser so gegen Jedermann benehmen, wie ich als Privatmann gewünscht habe, daß sich der Kaiser gegen mich benehme."

---

## 14.

## Schonung.

Wenn man den Menschen nicht wohl thun kann, so muß man ihnen wenigstens auch nicht

wehe thun. Es fließen der Thränen ohnehin sehr viele, und es werden der Seufzer ohnehin genug gehört, man braucht sie durch Härte und Beleidigungen nicht zu vermehren. So durch die Welt zu gehen, daß man Niemand kränkt, ist des Menschen schönster Ruhm.

Perikles, das Oberhaupt der Athenienser, wurde, als sich sein Ende nahete, von den vornehmsten Bürgern und seinen Freunden, die zu ihm kamen, sehr gelobt. Sie sprachen von seiner gehabten großen Macht, von seiner Tugend, und von seinen großen Thaten und Siegeszeichen. Sie dachten, der in Zügen liegende Perikles höre und verstehe nichts mehr davon. Allein er richtete sich auf und sagte: „Ich wundere mich sehr, daß ihr dieses erzählt und rühmt, das, woran auch der glückliche Zufall Theil hat, und was auch andere Feldherren gethan haben. Das Schönste und Edelste habt ihr vergessen, dieses: daß durch mich kein Athenienser in Trauer versetzt worden ist."

(Gesch. von dem blühend. Griechenland. S. 598.)

---

15.

## Gelindigkeit.

Nicht alle Menschen beobachten strenge die Foderungen der Gerechtigkeit und der Güte.

Nicht selten stoßen sie an uns an, und beleidigen uns bald auf eine geringere oder gröbere Weise. Aber auch in diesem Falle soll man sie so gelinde als möglich behandeln.

Dem Kaiser Rudolph von Habsburg machten einige Leute seine allzu große Güte zum Vorwurfe. „Kinder! antwortete er, es hat mich schon oft gereuet, daß ich zu strenge war; nie aber wird es mich reuen, daß ich zu gut gewesen bin.“

(Jerrer's Geschichte. 1. Thl. S. 398.)

Helvetius, geboren zu Paris 1715, und gestorben 1771 zu Vore auf seinem Landgute, ein vornehmer Herr und großer Gelehrte, ließ einen Bauern, der vor seinem Schloßfenster jagte, in Verhaft nehmen. Der Wildschütze wurde ihm den andern Tag vorgeführt. Helvetius stand zornig auf; doch, da er ihn ein wenig in das Gesicht gefaßt hatte, sagte er mitleidig: „Mein Freund! du hast Unrecht gethan; wenn du Wild nöthig hattest, warum begehrtest du es nicht von mir? ich hätte es dir gewiß nicht abgeschlagen.“ Er schenkte ihm die Freiheit, und ließ ihm Wildpret geben.

(Neuer Plutarch. 8. Pesth 1815. 5. Thl. S. 87.)

---

## 16.
## Billigkeit.

Oft kommt man in die Verlegenheit, daß man nicht weiß, wie man in diesem oder jenem Falle gegen seinen Nächsten handeln solle. Aus dieser Verlegenheit hilft der Grundsatz: „Was Du willst, daß Dir die Leute thun sollen, das thue auch ihnen.“ Das ist der Grundsatz der Billigkeit, das der Wahlspruch des Billigen, der die Gesinnung hat, Alle nach demselben zu behandeln.

Scipio, dessen Andenken in der römischen Geschichte rühmlich fortlebt, hatte unter so vielen andern Tugenden auch diese: er übte sich selbst gegen seine Feinde. Die Karthaginenser nahmen zur Zeit eines Waffenstillstandes, den er als römischer Feldherr mit ihnen geschlossen hatte, römische Schiffe hinweg und plünderten sie, und die römischen Gesandten, welche man deshalb zur Beschwerdeführung nach Karthago schickte, wurden bei ihrer Zurückreise von dem Asdrubal angegriffen und fast gefangen. Die Gesandten von Karthago, welche von Rom zurückkamen, geriethen in die Hände des Scipio. „Uebe das Vergeltungsrecht“, sagte man ihm. „Nein, sprach er, die Karthaginenser haben das

Wort gebrochen, und in der Person unserer Gesandten sogar das Völkerrecht verletzt, dessen ungeachtet will ich sie so behandeln, wie es eine vernünftige Mäßigung, wie es die Ehre Rom's fodert, und wie ich zu handeln gewöhnt bin."

(Vollständige Geschichte d. römischen Reichs. 6. Th. S. 225.

---

## 17.

## Nachsicht und Geduld.

Wie wir selbst, so haben auch die Menschen, mit denen wir leben müssen, ihre Launen, ihre Fehler und Schwachheiten. Lernen und gewöhnen wir uns nicht daran, sie an ihnen zu ertragen, so werden wir nie Frieden um uns her haben, sondern Hader, Zank und Unruhe werden unser trauriges Loos seyn. Und da ist denn eine wahre Hölle auf Erden, wo dieses Loos hingefallen ist. „Habe mit den Launen, Fehlern und Schwachheiten Anderer Nachsicht und Geduld" ist also eine Vorschrift, deren Befolgung uns die Vernunft nicht weniger empfiehlt, als die Liebe zur Ruhe und zum Wohlseyn.

Einst hatte Pittakus verschiedene Weltweise, die seine Freunde waren, zu Gast gebeten. Da Alles bereitet war, kam seine übel

gelaunte Frau, und warf den Tisch, auf dem die Speisen aufgetragen waren, im Unwillen um. Er gab seinem Zorne nicht den geringsten Spielraum, sondern sagte blos: „Sie ist eine sonderbare Närrin, man muß ihre Schwachheit entschuldigen.“

(Geschichte von d. blühend. Griechenland. S. 114.)

Sokrates, einer der Weisen Griechenlands, hatte ein böses und zänkisches Weib, Xantippe mit Namen, wie heut zu Tage noch sprichwörtlich jedes böse Weib genannt wird. Nur der Geduld eines Sokrates war es möglich, ihre Launen zu ertragen. Einst saß er unter seiner Thüre, während seine Xantippe im Hause wieder einmal fürchterlich tobte und ras'te. Sokrates störte sich nicht im Geringsten daran; darüber aber wurde das böse Weib so wüthend, daß es einen vollen Topf Wasser vom Hause herab dem guten Manne über den Kopf goß. Ohne sich dadurch in seiner Ruhe stören zu lassen, sagte Sokrates, indem er sich das Gesicht abtrocknete, zu dem gerade Vorübergehenden: „Ich hätte mir dies einbilden können; nach Donnerwetter kömmt Regen.“

## 18.

## Versöhnlichkeit.

Man darf nicht Böses mit Bösem vergelten. Ist man beleidigt worden, so muß man, statt Rache zu üben, über den Unwillen seines Herzens gebieten, und seinem Beleidiger die Hand zur Versöhnung reichen.

Als die rasenden Athener den ehrwürdigen Phozion, einen vortrefflichen athenienſischen Redner und Feldherrn, als Verräther des Vaterlandes anklagten, und ihn und seine Freunde zum Giftbecher verurtheilten, so sagte er, als man ihn im Gefängnisse fragte: „ob er noch etwas an seinen Sohn zu bestellen habe?" „Ja, ich befehle ihm, meinetwegen niemals an den Athenern Rache zu nehmen."

(Becker's Weltgeschichte, 3. Thl. S. 392.)

Unter dem Consulat des Q. Fulpius Flaccus und L. Manlius Acidinus wählte man M. Aemilius Lepidus, der zur Zeit Oberpriester war, und Fulvus Nobilior zu Censoren, zu Beurtheilern und Richtern der Aufführung der römischen Bürger. Beide waren vortreffliche Männer, nur lebten gerade sie beide in einer alten eingewurzelten Feindschaft. An Männern in diesem Amte konnte das durchaus

nicht geduldet werden. Cäcilius Metellus, ein alter, ehrwürdiger Rathsherr, stellte ihnen dieses in einer schönen und herzlichen Rede vor. „Die Freundschaften, sagte er am Ende, sollen unsterblich, die Feindschaften aber sterblich seyn." Kaum hatte er ausgeredet und das Volk in seinen Wunsch mit eingestimmt, so umarmten sich beide Censoren mit aller Zärtlichkeit, versicherten auf's Theuerste, alles Vergangene zu vergessen und aller Rache zu entsagen. Und wirklich hatten sie sich von Herzen mit einander versöhnt. Sie standen während ihres Amtes einander aufrichtig bei, und der eine, M. Aemilius Lepidus, wurde von seinem Amtsgenossen zum Fürsten des Raths ernannt.

(Geschichte des röm. Reichs. 8. Thl. S. 52.)

Marcellus, römischer Consul, nahm die Stadt Syracusa in Sicilien, welche von den Römern, nach dem Tode ihres Königs Hiero, der mit den Römern im Bündnisse und guten Einverständnisse stand und lebte, abgefallen war, ein. Marcellus wurde, seiner Liebe zur Gerechtigkeit, seiner Unschuld und seines Muthes ungeachtet, doch von den Sicilianern bei dem Rathe zu Rom verklagt. Marcellus wurde frei gesprochen, und der Rath erklärte, „daß er durchaus gerecht gehandelt habe." Die Sicilianer schämten sich jetzt ihrer Anklage, fielen dem

Consul zu Füßen und baten ihn mit weinenden Augen um Verzeihung. Marcellus nahm keine Rache, sondern begegnete ihnen sehr gnädig, versicherte sie seines Schutzes und hielt auch Wort. Er bat den Rath, „daß die Syrakuser bei ihrer Freiheit, ihren Gesetzen und ihren Gebräuchen gelassen, und wie Bundesgenossen Rom's betrachtet werden möchten.“ —

(Vollst. Gesch. des röm. Reichs, 6. Thl. S. 105.)

---

## 19.

## Sanftmuth.

Unsere sinnige Natur ist so eingerichtet, daß uns Beleidigungen schmerzen, aber unsere geistige Natur besitzt auch die Kraft, daß wir den Zorn über erlittene Beleidigungen durch die Vernunft beherrschen können. Und das sollen wir auch thun, gleich den ersten Funken des rege gewordenen Zornes sollen wir ersticken. Wer das thut, der ist sanftmüthig, und selig sind die Sanftmüthigen, spricht Jesus.

Dem Weltweisen Sokrates wurde einst für seinen Gruß nicht gedankt. Man wollte ihn deshalb gegen den Unhöflichen zum Zorne reizen. Aber er sagte: „Wäre es vernünftig,

darüber zu zürnen, daß ein Anderer nicht so höflich ist, als ich?" —

Eben dieser Weltweise wurde einst verleumdet. „Wenn das Böse, sprach er, welches man von mir spricht, wahr ist, so dienet es zu meiner Besserung, ist es aber nicht wahr, so spricht man ja nicht von mir." —

Bei Karl VI., König in Frankreich, wurde Einer deshalb angeklagt, weil er schlecht von dem Könige gesprochen habe. „Das kann nicht seyn, sagte der König, denn ich habe ihm Gutes gethan."

Auf den französischen Minister Colbert verfertigte Henault ein überaus beißendes Spottgedicht. Der Minister, als er davon hörte, fragte: „Ist in demselben auch die Ehre des Königs angegriffen?" Nein, war die Antwort. „Nun, fuhr er fort, wenn das ist, so will ich dem Verfasser nichts zu Leid thun."

Tasso, ein berühmter italienischer Dichter, wurde von einem Manne aus Neid und Eifersucht gar oft beleidigt. Jetzt, sagte man ihm einst, jetzt hast du die Gelegenheit, Rache an ihm zu nehmen. „Nicht das Leben und nicht die Ehre sprach Tasso, will ich ihm nehmen, sondern durch meine Tugend den bösen Willen."

Wider den Antigonus, anfangs Feldherr des Alexander's, hernach Statthalter

von Lycien und Phrygien und zuletzt König, murrten einst Einige in geheim, doch so, daß es der König hörte. „Gehet, sagte der König zu ihnen, gehet ein wenig weiter hinweg, damit ich nicht genöthigt werde, eure Reden zu strafen.“

---

20.

## Feindesliebe und Großmuth.

Durch nichts mehr, als durch Wohlthun an Feinden, offenbart sich die große Seele des Menschen. „Ich sage euch, spricht Jesus, liebet „auch euere Feinde; denn wenn ihr bloß die „liebet, welche euch lieben, was ist das Großes? „das thun auch die Heiden.“ Kleine Seelen können nicht vergeben, noch weniger können sie des Feindes Wohlthäter seyn. Wie Sterne erster Größe leuchten deßwegen die Männer in der Geschichte, welche ihren Feinden Gutes und auf eine edle Art Gutes thaten. Sie sind der Stolz der Menschheit. —

Lykurg, der Gesetzgeber der Spartaner oder Lakonier, brachte es dahin, daß die Reichen alle ihre Güter an den Staat zurückgeben, und nach dem Gesetze vertheilen lassen mußten. Darüber entstand auf dem Markte ein Aufruhr,

und ein junger Mensch, Namens Alkander, der Sohn eines sehr begüterten Mannes, schlug dem Lykurg mit einem Stocke in's Auge. Kaum sah das Volk seines Wohlthäters blutiges Gesicht, so ergriff es den Thäter, und übergab ihn dem Lykurg zur beliebigen Bestrafung. Dieser nahm ihn in sein Haus, ließ sich von ihm bedienen, machte ihm nie einen Vorwurf, und beschämte ihn durch sein edles Betragen, von dem der Jüngling täglich Zeuge seyn mußte, so sehr, daß derselbe, innig gerührt von so viel Güte und Würde, aus dem heftigsten Feinde des Gesetzgebers, der lauteste Verehrer und Lobredner desselben wurde.

(Becker's Weltgeschichte, 1. Thl. S. 397.)

Perikles, einer der berühmtesten Männer Griechenlands, wurde einst einen ganzen Tag hindurch von einem elenden und liederlichen Menschen gelästert. Perikles kehrte sich nicht daran, und führte vor Gericht eine wichtige Sache aus. Als er am Abende nach Hause ging, folgte ihm dieser Mensch mit seinen Lästerungen auf dem Fuße nach. Statt sich zu rächen, befahl Perikles, sobald er in sein Haus trat, einem seiner Bedienten ein Licht zu nehmen, und, weil es sehr finster war, diesem Menschen nach Hause zu leuchten.

(Geschichte vom blühenden Griechenland, S. 559.)

Der Cardinal Mazarin, zu Rom geboren, ursprünglich aber aus Sicilien, und erster Minister des Königs Ludwig in Frankreich, wurde von dem lateinischen Dichter Quillet, welcher zu Chateau-Chinon in Tourraine geboren wurde, und 1661 starb, in dessen Gedichte Callipaedia hart angegriffen. Quillet war in Paris. Der Minister ließ ihn vorrufen, lobte die Schönheit des Gedichtes, beklagte sich ganz sanft über ihn, weil er so grausam gegen ihn losgezogen habe, und sagte: „Sie wissen, daß ich Sie seit langer Zeit hochschätze; und wenn ich Ihnen noch nichts Gutes gethan habe, so liegt die Schuld daran, daß ich stets von ungestümmen Menschen umlagert werde, die mir die Wohlthaten aus den Händen reißen.“ Gerade war eine Abtei offen, die 4000 Livres trug. Der Cardinal sagte zum Abbé Quillet: „Ich gebe sie Ihnen; aber lernen Sie auch Ihre Freunde besser schonen.“

(Sammlung historischer Schilderungen, u. s. w. 8. Leipzig 1770. 3. Thl. S. 284.)

Helvetius erfuhr, als die Jesuiten aufgehoben wurden, daß einer sein Vertrauen mißbraucht, und ihm die Ungnade der Königin zugezogen habe, dieser aber jetzt in seinem hohen Alter in großer Dürftigkeit lebe. Sogleich suchte er einen Freund desselben auf, und übergab ihm

50 Louisd'or mit der Bitte, diese dem Unglücklichen zu bringen, doch des Gebers nie mit einer Sylbe zu erwähnen.

(Neuer Plutarch, 5. Thl. S. 37.)

Mitten unter öden Haiden erhebt sich zwischen **Roche-Bernhard** und **Redon** auf einer Anhöhe die kleine Burg des Fleckens **Fegréac**. Während der durch die Revolution über Frankreich gekommenen ärgsten Schreckenszeit hatte sich der Geist der Einwohner dieses ländlichen Ortes so rein und so gut zu erhalten gewußt, daß ihr damaliger Seelsorger nicht genöthigt ward, gleich Andern auszuwandern, sondern er blieb bei seiner Gemeinde, redete mit ihr von Gott, lehrte sie durch Vortrag und Beispiel die Tugend, wie er das vorhin in den Tagen des Friedens und Glückes zu thun gewohnt war. Auf solche Art geleitet, und vom Thaue des Himmels (den Segenswirkungen des Evangeliums) wohlthätig befeuchtet, erschien **Fegréac** in jenen Wüsteneien wie eine Oase, wie ein grünendes Eiland; die treuen Pfarrgenossen kamen dort still und heimlich zusammen, selbst aus benachbarten Gegenden, um beizuwohnen den heiligen Geheimnissen ihrer Religion, und aus den belebenden Wassern des Wortes Gottes zu schöpfen. Wann es Zeit war, daß der Diener Gottes die heilige Handlung verrichtete, wurden die Kinder, welche die

Heerden weideten, von ihren Aeltern auf die Anhöhen der Heerstraße gebracht. Jeder von ihnen hatte ein Horn, dessen Töne man gewohnt ist zu vernehmen, wenn die Landleute Mittags und Abends zum Mahle in der Meierei zusammenberufen werden; jetzt bediente man sich dieses Horns, um ein Zeichen zu geben, daß auf den Landstraßen Soldaten im Anzuge seyen. Wenn dieses Zeichen erscholl, so verschloß man die Kirchenthüren, die Landleute gingen an ihre Arbeit, und die fremden Kriegesheere zogen durch's Dorf, ohne daran zu denken, daß man hier noch jenem Gotte huldige, den unsere Väter angebetet hatten. —

Eines Tages, als man eben ein großes Kirchenfest feierlichst zu begehen hatte, füllten die Bewohner von Fegréac mit noch andern frommen Christen den ganzen Raum des Tempels aus; am Altare stand der Priester, und hatte über das Brod so eben die heiligen Einsetzungsworte gesprochen; Gott war aus der Himmelsglorie herab unter dieses ländliche Dach gestiegen, und die darin versammelte Menge betete knieend den Allgegenwärten an; da erscholl plötzlich jenes Zeichen des Aufrufes.... das Frauenvolk erschrack, kam in unruhige Bewegung, und die Männer erhoben sich schnell. Der Priester allein blieb furchtlos an seinem Platze, wandte

sich gegen die Anwesenden, und sagte: „Das heil. Opfer hat begonnen, man muß es auch vollenden; lasset uns beten, meine Brüder!“ Dann wieder vor dem Altare demuthvoll seine Kniee beugend, klopfte er an seine Brust, und genoß das heilige Brod, und den gesegneten Wein. Der Lärm nahm indessen von außen immer zu; die Landleute gingen hinaus, und nun stürzte ihnen ein Knabe entgegen mit dem Schrei: „Rettet den Herrn Pfarrer! die Blauröcke (Republikaner) sind in's Dorf gedrungen; sie folgen mir auf dem Fuße nach!“.. Man warnte sogleich den Priester, daß er dieser Gefahr entfliehe. Schnell legte er das Meßgewand, die Stole und das Chorhemd ab, um sich flüchtig zu machen. Da erscheinen am Hauptthore des Tempels zwei Dragoner; der Diener Gottes erblickt sie, schreitet schnell über die Altarsstufen herab, und eilet durch die Sakristei. Am Kirchhofe begegnet er zwei andern Soldaten, die ihn ergreifen wollen; er entwischt ihnen, schwingt sich über die niedere Kirchhofsmauer, und gewinnt das freie Feld. Die Republikaner verfolgen ihn; er aber, leicht und gewandt, springt ihnen voran über Zäune und Gräben; hinter ihm haben die Verfolger das nämliche gethan; schon ist er weiter, und befindet sich jetzt am Rande eines kleinen Flusses; nicht lange sich

bedenkend, stürzt er sich in die Fluth, und schwimmt hindurch. Angelangt am andern Ufer, wendet er sich um, sieht die beiden Krieger, die ihm wüthend nachjagen; einer davon stürzt sich gleichfalls in den Fluß, und versucht zu schwimmen .... der Verfolgte setzt seinen Lauf fort, erklettert eine Uferhöhe, gewinnt einen starken Vorsprung; schon hat ihn seine Schnelligkeit dem Blicke der Nacheilenden und ihren Händen entzogen, sie hatten ihm den Tod geschworen, Er aber ist gerettet! — Nun hört er ein Jammergeschrei, einen Ruf um Hülfe .... er hört es, und kehrt um; er klettert von der Uferhöhe wieder herab, erblickt .... einen seiner Verfolger. —

Dieser eine Dragoner, im Schwimmen nicht geübt, kämpfte mit aller Anstrengung gegen die Fluth, und war fast erschöpft, nahe daran, unterzugehen. Hier besann sich der Diener Gottes keinen Augenblick; er, der nach dem Beispiele seines göttlichen Meisters christliche Liebe lehrte, die Vergebung predigte, und den Menschen befahl: Böses mit Gutem zu vergelten .... er besann sich keinen Augenblick, der Stimme seines Feindes Gehör zu geben, der ihn jetzt um Hülfe angerufen hatte! Mit der nämlichen Behendigkeit, die er vorhin zu seiner eigenen Rettung angewendet hatte, wärf er sich wieder in den Fluß, um diesmal den Republi-

kaner zu retten .. er schwimmt auf den Unglücklichen zu, erhascht ihn, der schon untersinken wollte, zieht ihn empor, und bringt den von Todesschrecken starr gewordenen Dragoner an's Ufer. Nun wendet er Alles an, den Halbtodten durch erwärmende Mittel wieder zu erwecken; es gelang ihm, und so gab er dem das Leben, der das seinige rauben wollte! — Nach wenigen Minuten erholte sich der vom Wasser Errettete, that die Augen auf, kam zu vollem Bewußtseyn, und rief aus, indem er den Pfarrer von Fegréac vor sich sah: „Wie? Ihr seyd es, der mir das Leben gab? Ihr? den ich verfolgte! dem ich den Tod geschworen?“.. „Ja, antwortete ihm der Priester, ich war es, der hier gethan hat, was er als Christ thun mußte; aber seht, ich bin euer Gefangener; nehmet mich hin, denn mir mangelt es an Kraft, um weiter zu fliehen; nicht mehr werde ich euch entwischen! Hier bin ich, nehmet mich fort... werdet ihr mich aber tödten lassen?“ — „Euch tödten? da will ich tausendmal eher selbst sterben, als euch etwas geschehen lassen!“ rief der Dragoner bewegt aus. Dann sich erhebend, und umherblickend, sprach er zu seinem Erretter vertraulich, doch etwas leiser: „Wie? man hat uns also doch getäuscht? Immer heißt es, immer wiederholt man uns die Klage, daß

die Priester die grausamsten Menschen wären, die nach nichts so sehr, als nach Rache und Blut schnauben!"...

Bei diesen Worten lächelte der Pfarrer friedlich, und antwortete ihm: „Mein lieber Freund! Ihr habt so eben gesehen, ob jener Vorwurf gegründet ist, ob wir rach- und blutdürstige Menschen sind; obgleich das, was ich an euch gethan, keine besondere That, nur meine Pflicht gewesen. Nicht nur jeder andere Priester, auch jeder andere wahre Christ, würde euch gerettet haben, daß ich es thun durfte, das macht mich glücklich; hiemit ist Alles abgethan! Ich danke dem Himmel für diese Gnade; danket ihr ihm aber auch! und verfolgt nicht mehr die, welche Gott dienen, und an Ihn glauben!"... „Geht, sagte der Dragoner, halb erschrocken, geht, ich erblicke meine Kameraden! Diese dürfen nicht wissen, daß ich euch frei ziehen lasse; denn wir Soldaten müssen den Befehlen der Commandirenden gehorchen; geht, und flüchtet euch!... Ich will ihnen entgegen eilen, und sagen, daß ihr mir entwischt seyd; o sie würden an euch nicht so menschlich gehandelt haben, als ich! Lebt wohl, lebt wohl! ich werde eure That nie vergessen; geht! sie kommen."... So schieden die beiden von einander. Der Pfarrer, durch die bestandenen Ge-

fahren, zwar ziemlich entkräftet, raffte sich dennoch auf, um sich noch einmal zu verbergen; der Republikaner holte seine Waffengefährten ein. Aber die Verblendung jener Revolutions-Männer war so groß, daß der gerettete Dragoner es nie wagte, den Namen seines Erretters auszusprechen; er behielt aus besonderer Hochachtung für den Helden solch einer christlichen Liebe dies Geheimniß bis an sein Ende im Herzen; denn was seine Dankbarkeit stumm machte, war die Furcht! Allein mich machte die Bewunderung einer so schönen That geschwätzig — möge der bescheidene Priester mir darum nicht zürnen! In jedem Falle werde ich mich mit dem Gedanken trösten, daß es Pflicht war, eine so edle Handlung hier zur Nachahmung bekannt gemacht zu haben. —

Friedrich, der Große, König von Preussen, wurde einmal in einer Schmähschrift von einem verabschiedeten Offizier, der mit den Seinigen in große Noth gekommen war, so hart angegriffen, daß er, obgleich sonst sich wenig an solchen Schriften störend, 50 Friedrichsd'or auf die Entdeckung des Verfassers setzte. Sogleich kam der verabschiedete Offizier selbst, um sich als Verfasser anzugeben, bat aber sogleich auch wegen der Entdeckung um die versprochenen 50 Friedrichsd'or, denn nur dadurch, setzte er hinzu,

könne er die Seinigen vom Hungertode retten. — „Fort, aus meinen Augen, schrie Friedrich, fort nach Spandau!“ Gleich darauf erhielt der bestürzte Offizier ein verschlossenes Schreiben an den Festungs-Commandanten von Spandau, und ging mit diesem traurig genug seinem Straforte, wie er glaubte, entgegen; aber wie war er erstaunt, als man ihm den Inhalt des Schreibens vorlas:

„Ich übergebe das Commando von Spandau dem Ueberbringer dieser Ordre. Seine Frau und Kinder werden mit 50 Friedrichsd'or baldigst nachkommen.“

Friedrich.

Frau von Villacerf, jung, schön und liebenswürdig wurde durch die Ungeschicklichkeit eines Wundarztes so stark verletzt, daß sie sich in der Blüthe ihrer Jahre einem schmerzlichen Tod preis gegeben sah; demungeachtet ließ sie doch keine Klagen, Vorwürfe oder Verwünschungen hören; sie suchte vielmehr selbst noch den unglücklichen, auf's äußerste bestürzten Wundarzt zu trösten. „Seyn sie ruhig, sprach sie zu ihm, ich betrachte sie nicht als einen Mann, dessen Fehlgriff mir mein Leben kostet, sondern als ein wohlthätiges Werkzeug der göttlichen Vorsehung, wodurch mir der Eingang zu einer glück-

lichen Ewigkeit um so früher zu Theile wird. Die Welt könnte aber in Absicht auf sie anders denken, und darum habe ich sie in meinem Testamente bedacht, so daß sie auch dann noch ohne Sorgen leben können, wenn sie auch nicht mehr Wundarzt bleiben sollten."

Aubigne, ein Bedienstigter am Hofe Heinrich's IV. von Frankreich, hatte viele Feinde, unter denen ein gewisser Präsident N. sein erbittertster war. Aubigne wußte es wohl; aber er ließ sich nicht verleiten, seine Verfolger nur das Geringste entgelten zu lassen, ob sich ihm gleich Gelegenheiten dazu darboten. — Einst befand er sich bei Herrn von Tacy, der ihn lieb gewonnen hatte, und ihm daher den Zutritt in sein Haus gestattete. Man sprach von Verschiedenem, unter Andern auch von Aubigne's Feinden. Aber, sagte Tacy da zu Aubigne, in Bezug auf den Präsidenten N.: „Ich weiß, sie haben wichtige Papiere in Händen, die im Stande sind, den Präsidenten zu stürzen. Geben sie sie mir, und ich versichere sie, von dem Präsidenten selbst oder dessen Freunden eine bedeutende Summe Geldes oder sonstige Begünstigungen für sie zu erhalten." Durch diese Reden aufmerksam gemacht, holte Aubigne sogleich die Papiere, — und warf sie im Angesichte Tacy's in's nahe Kaminfeuer. Was thun sie, rief

Tacy befremdet, sie zerstören selbst ihr Glück. „Ich weiß es, erwiederte Aubigne gelassen, aber ich muß es thun, um der Versuchung nicht zu unterliegen.“

---

## 21.

## Freundschaft.

Es gehört zum größten Glücke des Lebens, einen Menschen gefunden zu haben, der mit uns eine gleichgestimmte Seele hat, der unser Schicksal für das seinige ansieht, der mit uns weint, und mit uns sich freuet, der kein Geheimniß gegen uns in seinem Herzen verschließt, so wie wir keines gegen ihn in unserm Herzen zu verschließen brauchen; der uns unsere Fehler vorhält, und sie an uns zu bessern sucht, so wie er auch von uns Lehre und Zurechtweisung annimmt. Herz an Herz gedrückt, Hand in Hand geschlungen, gehen wir mit ihm den Weg des Lebens, und in seiner Gesellschaft wird uns das Schwere leicht, das Bittere süß, und das Angenehme doppelt angenehm. Freundschaft ist die Würze des Lebens, ohne sie hat dasselbe keinen Reiz und keinen Geschmack.

Orestes und Pylades, zwei griechische

Helden, lebten in der innigsten Freundschaft. Mit Leib und Seele hingen sie an einander. Orestes erlebte die traurigsten Vorfälle, aber auch im größten Unglücke verließ ihn Pylades nicht. Einmal bot sich gar dieser an, sein Leben für jenen hinzugeben. Orestes belohnte ihn mit gleicher Liebe und Großmuth. Wenn die alte Welt ein Muster wahrer Freundschaft aufstellen wollte, so stellte sie das dieser beiden Freunde auf.

(Allgemeine Weltgeschichte für Kinder, von J. Matthias Schröckh, 1. Thl. S. 195.)

Eudamidas von Korinth hatte Arethus und Charixenes zu treuen Freunden. Besorgt für die Seinigen setzte er bei seinem herannahenden Ende ein Testament auf, und vermachte in demselben dem einen seine Tochter zur Ausstattung, und dem andern seine Mutter zur Versorgung. Größer kann das Vertrauen eines Freundes nicht seyn. —

(Gedike's französ. Lesebuch. S. 87.)

Damon und Pythias waren so innige und treue Freunde, daß einer für den andern zu sterben bereit war. Als der Tyrann Dionysius einen von Beiden zum Tode verdammte, und der Unglückliche bat, daß man ihn, um seine häuslichen Sachen in Ordnung zu bringen, zu den Seinigen lassen möchte, so stellte sich der

andere als Bürge für ihn dar. Die bestimmte Zeit war vorüber, und der Entlassene war noch nicht da. So geht's, sagten jetzt Manche, wenn man unbesonnene Bürgschaft leistet. „Ich bin in Betreff der Zurückkunft meines Freundes unbesorgt," sagte der Bürge. Wirklich kam auch der Freund. Dies rührte den Tyrannen so, daß er den Verurtheilten von der Todesstrafe freisprach, und die beiden Freunde bat, ihn in ihre Freundschaft mit aufzunehmen. —

(Gedike's lat. Lesebuch, S. 26.)

Vor einigen Jahren trug sich in London eine Begebenheit zu, die als schöner Beweis von wahrer, treuer Freundschaft gilt. Ein gewisser berühmter Arzt, Namens Freind, der als Repräsentant im Parlament saß, und sich immer in der Opposition durch seine freie männliche Sprache auszeichnete, zog sich dadurch so die Feindschaft des Ministeriums zu, daß er des Hochverraths angeklagt und in den Tower eingesperrt wurde. Schon saß er eine Zeit lang ohne Hoffnung auf Befreiung, und gewiß wäre ihm diese auch nicht sobald zu Theil geworden, hätte er an Mead, einem ebenfalls sehr berühmten Arzte, nicht einen treuen Freund gehabt, der eine günstige Gelegenheit dazu benützte, ihn zu retten. Es traf sich nämlich, daß mehrere Monate nach der Gefangennehmung Freind's ein

Minister — Freind's ärgster Gegner, bedeutend krank wurde, so zwar, daß mehrere Aerzte, die man gerufen hatte, an seinem Aufkommen verzweifelten, nur Mead nicht. Dieser verbürgte sich vielmehr, den Kranken bald wieder herzustellen. Froh hierüber, glaubte sich der Minister schon halb gerettet, und versprach eine fürstliche Belohnung. Aber Mead achtete nicht darauf, sondern machte seines Freundes Befreiung aus dem Tower zur unabläßigen Bedingung, unter der er nur eine Feder ansetzen würde. Dies war nun freilich eine harte Bedingung, und lange zögerte der Minister, sie einzugehen, doch endlich siegte die Liebe zum Leben; er versprach Freind's Befreiung, und wendete sich deshalb an den König, der auch die Begnadigung sogleich aussprach. Nun erst, da Freind auf freiem Fuße war, erfüllte Mead sein Versprechen, die Krankheit des Ministers zu heben, was ihm auch gelang. Mead blieb aber nicht bei diesem Beweise seiner Freundschaft. Während Freind im Tower saß, hatte er dessen Patienten unaufgefodert versehen, und von ihnen eine beträchtliche Summe Geldes eingenommen — diese brachte er nun auch seinem Freunde, ohne nur, ungeachtet der dringenden Bitten, das Geringste davon für sich zu behalten.

(Allgemeine Zeitung.)

22.

## Edle Uneigennützigkeit.

Je größer die Zahl derjenigen ist, die alle, oft sehr ungerechte Mittel aufbieten, um sich zu bereichern; um so rühmlicher sind die Beispiele der Wenigen, die ohne Rücksicht auf sich selbst nur ihren Mitmenschen zu dienen suchen.

Herr Jennings, ein Angestellter bei'm königl. Marine-Büreau zu London ging einst vor einem Trödlerladen vorüber, in welchem er im Hintergrunde ein Gemälde erblickte, das seine ganze Aufmerksamkeit anzog. Er fragte nach dem Preise, der Trödler aber setzte ihn sehr niedrig an, mit dem Bemerken jedoch, daß es ihm schwer falle, bei den dermaligen harten Zeiten seine starke Familie zu ernähren. — Gut, sagte Jennings zu dem Handelsmanne, verkaufen sie dieses Gemälde nicht unter 3000 Pf. Sterling, und eilte fort. — Der Trödler stand und wußte nicht, was er dazu denken oder sagen sollte, er zweifelte, ob man ihn nicht zum Beßten haben wolle; doch bald wurde er aus seiner Ungewißheit gerissen. Jennings kam mit einem reichen Kunstfreunde zurück, der das unbeachtete

alte Gemälde (es war das Pantheon von Rubens) mit 3,400 Pf. Sterling bezahlte.

Zum Wohlthun kann man immer Gelegenheit finden.

---

## 23.

## Dankbarkeit.

Wohlthaten vergessen, ist Undank. Sich der erhaltenen Wohlthaten erinnern und sie zu vergelten suchen, ist Erkenntlichkeit und Dank. Kein Tag geht dahin, an dem wir nicht Gutes von Andern empfangen. Aber wie selten denken wir daran? und wie wenig zeigen wir uns dafür erkenntlich? Ein für empfangene Wohlthaten gefühlloses Herz ist kein edles Herz.

Dankbar und erkenntlich war der römische Consul C. Aurelius Cotta. Auf der Insel Lipari fanden sich noch Nachkommen des alten Timasithäus, des Wohlthäters und Bundsgenossen der Römer, als Cotta diese Stadt mit Sturm eroberte, und fast alle Einwohner, wie man sagt, über die Klinge springen mußten. Aurelius Cotta erinnerte sich der Großmuth, welche der König dieser kleinen Insel, der Ti-

masithäus, dem römischen Gesandten bewies, als sie auf ihrer Reise nach Delphus von den liparischen Seeräubern angefallen und ausgeplündert worden waren. Die Nachkommen dieses guten Fürsten wurden seither vom Throne gestoßen. Der dankbare Consul strafte sie nicht nur nicht, wie die übrigen Einwohner, sondern setzte sie wieder auf den Thron, und sprach sie auf immer von aller Schatzung und jeder Abgabe frei, welche die römische Republik sonst foderte, und jetzt auch von den Liparern mit Recht hätte fodern können.

So dankbar und erkenntlich zeigten sich auch die Syrakuser gegen den römischen Consul Marcellus. Dieser Feldherr nahm die Stadt Syrakusa ein, welche von den Römern abgefallen war. Marcellus behandelte sie edel, und doch verklagte sie ihn bei dem Senat zu Rom. Der Senat billigte durchaus das Verfahren des Mareellus. Statt daß dieser Feldherr Rache nahm, versprach er seinen Anklägern Schutz und die Freiheit, bei ihren alten Gesetzen und Gebräuchen bleiben zu dürfen. Dieses rührte die Sicilianer so, daß sie dem Marcellus eine ewige Dankbarkeit erwiesen. Sie machten unter sich die Verordnung, daß, so oft Jemand von seinem Geschlechte an das Land dieser Insel treten würde, man ihm mit Blumenkränzen

entgegengehen, und diesen Tag durch ein feierliches Opfer bezeichnen sollte. —
(Vollst. Gesch. des römisch. Reichs, 6. Thl. S. 106.)

Freund! sagte der edle Darius, König von Persien, dem Macedonier, einem der vodersten Reiter des Alexander's, der ihn in seinem Blute fand, und ihm, auf seine Bitte, einen Trunk Wasser in seinem Helme reichte; „Freund! das ist das höchste meiner Leiden, daß ich Dir Deine Wohlthat nicht einmal vergelten kann. Aber Alexander wird sie Dir vergelten, und dem Alexander werden die Götter die Großmuth belohnen, die er meiner Mutter, meiner Gemahlin und meinen Kindern erwiesen hat. Ich reiche ihm hier durch Dich meine rechte Hand. —
(Becker's Weltgeschichte, 2. Thl. S. 441.)

---

## 24.

## Bescheidenheit.

Wer sich recht kennt, seine Armseligkeit, Fehler und Gebrechlichkeit, der erhebt sich nicht stolz über Andere. Und hat er gute Eigenschaften und Vorzüge, so blenden ihn diese nicht, daß er ihretwegen die guten Eigenschaften und Vor-

züge Anderer nicht sieht. Er bemerkt sie vielmehr mit Wohlgefallen, und schätzt und rühmet sie.

Unter der Zahl der sieben Weltweisen Griechenlands befand sich auch Solon, und zwar übertraf er die übrigen noch an Verstand und nützlichem Wirken. Seiner Weisheit war auch seine Bescheidenheit gleich. Einmal bekamen Fischer mit ihrem Netze, das sie zum Fischfange in das Meer geworfen hatten, nebst vielen Fischen auch ein goldenes Gefäß. Wer soll dieses prächtige Stück erhalten? fragte man. Darüber entstand ein Streit. Die Priester thaten im Namen eines ihrer Götter den Ausspruch: es gebühre dem weisesten Manne. Man gab es also einem der sieben Weltweisen. Allein dieser nahm es nicht an, weil er sich nicht für den Weisesten hielt, und schickte es einem andern, der es eben so machte. Nachdem es Allen so angeboten war, kam es endlich an den Solon. „Auch ich, sagte er, bin der Weiseste nicht; dieser ist der Gott selbst, der jenen Ausspruch gethan hat." Und er schickte dieses Gefäß in den Tempel jenes Gottes.

(Schröckh's Weltgeschichte, 1. Thl. S. 212.)

Pädaret kam nicht in die Zahl der 300 Männer, die in Lacedämon ein besonderes Ansehen hatten. Weit davon entfernt, sich darüber

zu betrüben, freute er sich darüber herzlich, und sagte: „Ich bin froh, daß die Stadt Sparta noch 300 Männer hat, die besser, als ich sind.“ (Geschichte von dem blühenden Griechenland, S. 43.)

---

## 16.
## Demuth.

So wie der Bescheidene seine Vorzüge nicht überschätzt und die Vorzüge Anderer richtig beurtheilt, würdigt und achtet, so erkennt und fühlt der Demüthige auch seine Unwürdigkeit, sein Herkommen, seine Mängel und Fehler. Dadurch verliert der Demüthige nichts, im Gegentheile wird er von Andern um so höher geschätzt, und er selbst bewahrt so den Sporn, welcher ihn stets antreibt, sich von seinen Unvollkommenheiten mehr und mehr zu befreien und zum Vollkommenern zu erheben. Wer sich schon für weise und gut hält, der ist es nicht, und wird es auch nicht.

Agathokles, der Beherrscher Siciliens, war der Sohn eines Töpfers in Sicilien, aus Rhegium, mit Namen Carcienus. Durch Tapferkeit schwang er sich von seinem niedern Stande

hinauf bis zum Throne. Eingedenk seiner niedern Herkunft ließ er unter seine goldenen Geschirre auch irdene auf seine Tafel setzen, und gab dadurch öffentlich zu erkennen, daß sein Vater und auch er selbst ehemals solche verfertigt habe.

(Gedike's lat. Lesebuch, S. 65.)

T. Manlius Torquatus wurde zum Consul gewählt. Viele umringten ihn, und wünschten ihm zu seiner Ehrenstelle Glück. Es hatten ihn junge Leute gewählt. Er wandte sich zu den Vorstehern und sagte: „Diese jungen Leute haben für einen Mann gestimmt, der nicht im Stande ist, das Consulat zu begleiten. Ich habe ein blödes Gesicht, eine Obrigkeit aber muß Alles mit eigenen Augen sehen." Die jungen Leute bestanden dessen ungeachtet auf ihrer Wahl. „Nun, sagte Manlius, ihr kennet mich nicht, ihr sollt mich aber kennen lernen, ich will euch meine Verwaltung fühlen lassen. Ich werde eure Ausschweifungen einmal für allemal nicht leiden. Also noch einmal: widerrufet euere Wahl, widerrufet und wählet Consuls, die würdige Gegner des berüchtigten Hanibal seyn können." Die jungen Leute holten sich bei betagten Männern Rath, und schlugen dann einen Andern zu dieser Würde vor. So opferte Manlius aus Demuth und aus Liebe zum Vaterlande seine

Erhebung und seinen Ruhm dem allgemeinen Besten auf. —

(Vollständige Geschichte des römisch. Reichs, 6. Thl. S. 94.)

Scipio hatte auf einem Hügel den Asdrubal angegriffen und den Sieg über ihn davon getragen. Ueberhaupt hatte er sich bei seinen vielen Siegen in Spanien so viel Ruhm erworben, daß ihm die kleinen spanischen Könige, welche zu ihm kamen, den Titel König beilegten. Er nahm ihn nicht an, sondern sagte: „Der Name eines römischen Feldherrn, den mir die Republik beigelegt hat, ist mir hinlänglich, und die Götter sollen mich bewahren, einen andern anzunehmen." Welch' eine Selbstverläugnung! Aus Demuth das auszuschlagen, was den meisten Sterblichen ein Gegenstand der Bewunderung und des Verlangens ist.

(Vollständige Geschichte des römisch. Reichs, 6. Thl. S. 171.)

---

26.

## Wahrheitsliebe.

Es ist ein großer Dienst, den wir unserm Mitmenschen erweisen, wenn wir stets aufrichtig und redselig mit ihm umgehen, ihn nie hin-

tergehen, nie täuschen und belügen. Dadurch gewinnt das Leben an Reiz und Anmuth, das Vertrauen wird genährt und unterhalten, und die Herzen nähern sich einander mit Liebe. Mit dem Unredlichen, dem Lügner, dem Heuchler und Scheinheiligen aber weiß man nie, wie man mit ihm daran ist. Man darf seiner Miene, seinen Worten und Versicherungen nie trauen, und man ist in seiner Gesellschaft wie unter Verräthern; man eilt, um aus seinem Kreise zu kommen. Und doch gibt es der Menschen so viele, welche die Wahrheit verletzen, und sich aus einer Lüge nicht das Geringste machen; welche sich ihrer Geschicklichkeit rühmen, Den und Jenen wieder recht hintergangen zu haben! Diese Menschen sind der schönen Gabe, sprechen zu können, nicht werth. Die Lüge ist ein Werk des Satans, die Wahrheit ist aus Gott.

Epaminondas, ein edler Thebaner, bildete seinen Geist durch Wissenschaften, und stärkte seinen Körper durch Arbeit und allerhand Uebungen. Erwachsen befeuerte er sein Volk mit Muth, stellte sich an seine Spitze, befreite seine Vaterstadt, welche die Spartaner in Besitz genommen hatten, und war auch nachher in andern Kriegen ein tapferer Anführer. Dieser Mann voll Vaterlandsliebe und Kraft war aber auch voll Wahrheitsliebe. Die Geschichte sagt von

ihm: „er hörte viel, und redete wenig; anvertraute Geheimnisse plauderte er nie aus, und die Wahrheit liebte er so sehr, daß er nie, auch nicht einmal im Scherze, eine Lüge sagte.“

(Schröckh's Weltgeschichte, 1. Thl. S. 246.)

Thomas Morus, Kanzler von England unter Heinrich VII., gleich ausgezeichnet durch seine Staatskenntnisse, wie durch seine unbestechliche Wahrheitsliebe und Rechtschaffenheit, geboren 1418 zu London, verwaltete seine wichtigen Aemter mit der größten Uneigennützigkeit. Obschon er die Gunst des Königs im höchsten Grade besaß, konnte er doch sich nie zu einem heuchlerischen Schmeichler herabwürdigen, so wenig er sich als solcher emporgeschwungen hatte. Seine Hand und sein Herz war zu gerade, als daß sie das Unrecht mit dem ihm anvertrauten Reichssiegel hätte bekräftigen können. Morus war bald genöthigt, sein Amt niederzulegen, weil er auf keine Weise zu bewegen war, den Supremats-Eid, den der von der katholischen Kirche abgefallene König verlangte, zu leisten. Man gebrauchte daher Gewalt; man warf ihn in's Gefängniß; man beraubte ihn sogar seiner Bücher — seines einzigen Trostes. Seine Gattin beschwor ihn, zu gehorchen, und sein Leben seinen Kindern zu erhalten. „Wie viel Jahre, fragte er sie, glaubst du, daß ich noch leben

kann?" „Ueber zwanzig Jahre", antwortete sie. „Willst du, erwiederte er, daß ich die Ewigkeit für 20 Jahre hingebe?" Mit dieser unbeweglichen und unerschütterlichen Wahrheitsliebe bestieg er am 6. Juli 1535 das Blutgerüst.

(Charaktere großer Männer.)

---

27.

## Abscheu gegen Verläumdung.

Unwahrheit reden, ist unrecht und kleinlich, auch dann noch, wenn man sich durch dasselbe aus Verlegenheiten helfen will oder kann; aber Unwahrheit reden, wenn es die Ehre, den guten Namen oder den Ruhm des Mitmenschen angeht, verräth einen niedrigen Charakter, verräth Bosheit oder doch den sträflichsten Leichtsinn; Ehre, guter Ruf ist eines der edelsten Güter, die es für den Menschen geben kann; ja Viele ziehen Ehre noch dem Leben vor, nach dem Ausspruche des weisen Cicero: „Besser ist es, rühmlich sterben, als unrühmlich leben." Um so ungerechter und schändlicher ist daher auch die Verletzung fremder Ehre — die Verläumdung. Und doch gibt es leider! so Viele, die sich we-

nig Bedenken daraus machen, mit frecher Zunge die Ehre Anderer anzutasten, ihren guten Ruf zu morden. Sie sind thöricht genug dabei, zu glauben, in der Meinung Anderer von ihnen und an Ansehen und Achtung zu gewinnen; wenn sie geachtete und berühmte Personen verkleinern oder in den Staub herunterziehen, aus dem sie sich selbst nicht emporwinden können oder mögen. Edle Menschen aber lassen sich nie zur Verläumdung herunter, auch dann nicht, wenn sie sehen, daß ihnen Andere, und vielleicht unverdienter Weise vorgezogen werden.

Neben Mozart glänzte zu Zeiten Kaiser Joseph's II. unter den Tonkünstlern Deutschlands auch der große Haydn, berühmt durch seine trefflichen Symphonien-Compositionen: die Jahreszeiten, die Schöpfung &c. Aber beide Künstler wandelten mit einander in wahrer inniger Freundschaft, ohne daß es dem Neide gelungen wäre, sich nur einmal zwischen Beide zu drängen. — Als einst bei einer Gesellschaft niedriger Neider Einige sich einfallen ließen, Mozart's, des unsterblichen Tonkünstlers, Werke herabzusetzen, und dabei auf den anwesenden Haydn hinschielten, ob er nicht auch gegen Mozart einstimmen würde, sagte Haydn mit Würde: „Ich werde die Sache nicht entscheiden können; aber dieses weiß ich, daß Mozart der

größte Künstler ist, den die Welt jetzt hat." Bei dieser edlen Aeußerung verstummten die Verläumder. Eben so äußerte sich auch Mozart über Haydn, da Jemand des Letzteren Werke tadelte und Mozart's Urtheil zur Bekräftigung ansprach. „Nein, mein Lieber!" sagte dieser, „hier ist der Tadel am unrechten Orte; denn wir Beide zusammengenommen bilden noch keinen Haydn.

---

## 28.

## Zutrauen.

Wer ein warmes Rechtsgefühl hat, und gegen Jedermann offen und gerade handelt, erwartet dasselbe auch von Andern, und ist fern von kränkendem Mißtrauen, bitterem Argwohne und giftigem Verdachte. Der ächte Menschenfreund handelt überall und immer nach dem goldenen Wahlspruche: „Sey klug wie die Schlange, und (arglos) einfältig wie die Taube!" Wer Andere immer nur von der schlimmen und schlimmsten Seite sieht, und selbst den Freund oft mit verschlossenem Gemüthe und dem Späherblicke des Mißtrauens zurückstößt, der verdient den schwarzen Namen eines Menschenfeindes,

und muß — ach! zu seinem größten Unglücke — die süßesten Freuden des geselligen Lebens entbehren. Wessen Gefühl empört sich nicht, wenn wir in der Geschichte solche mißtrauische Charaktere finden? Welchen tiefen Abscheu erregt es, wenn man liest, wie ein gewisser Dyonisius, Tyrann von Syrakus, so argwöhnisch und mißtrauisch war, daß er sich nicht einmal von Andern bedienen ließ. Aus Furcht, daß ihn ein Fremder ermorden könnte, ließ er sich bloß von seinen Töchtern die nöthigsten Dienste leisten.

Edles Zutrauen bewies Alexander, mit dem Zunamen der Große, der Eroberer Persiens, gegen seinen Leibarzt Philippus. Alexander hatte sich an einem sehr schwülen Tage gebadet, und durch die zu schnelle und heftige Abkühlung in dem kalten Wasser sich eine bedeutende Krankheit zugezogen. Während der Krankheit erhielt er von einem seiner Feldherrn, Parmenio, einen Brief, worin er vor seinem Arzte Philipp gewarnt wurde, weil er von Darius (dem Könige Persiens) bestochen sey, ihn zu vergiften. Philipp war gerade in dem Augenblicke, da der Brief ankam, abwesend, um für Alexander einen Trank zu bereiten. Als er zurückkam, überreichte ihm der König den erhaltenen Brief zum Lesen, trank aber sogleich das Zubereitete, ohne sich nur den geringsten

Verdacht merken zu lassen. Sein edles Zutrauen ward belohnt. In kürzester Zeitfrist war seine Gesundheit hergestellt, und er im Stande, seine Siege in Asien zu verfolgen.

(Goldsmith's Geschichte der Griechen.)

---

29.

## Das Recht geht dem Nutzen vor.

Das Recht und die Pflicht gehen allem Andern vor, und Vortheile, Gewinn und alle Vergnügen müssen verschmähet werden, die nicht mit ihnen bestehen können.

Lykurg, Gesetzgeber von Sparta, war der jüngste Sohn des spartanischen Königs Eunomus. Nach dem Tode des Vaters bestieg sein Bruder Polydectes den Thron, starb aber bald, ohne dem Anscheine nach einen Erben zu hinterlassen. Lykurg übernahm daher die Regierung, und führte dieselbe so lange, bis es sich offenbarte, daß seines Bruders Wittwe auf einen Erben Hoffnung habe. Dann legte er sogleich den Titel „König" ab; die Zügel der Regierung jedoch behielt er noch als Vormund von seines Bruders Kind. Den Antrag seiner Schwägerin, das Kind aus dem Wege zu schaf-

fen und mit ihr den Thron zu theilen, verwarf er mit Abscheu; doch verheimlichte er seine wahre Gesinnung, damit das Kind nicht etwa durch Ungerechtigkeit der Mutter Schaden nehmen möchte. Sobald das Kind geboren und außer Gefahr war, zeigte es Lykurg öffentlich den Spartanern an, mit dem Aufrufe: „Sehet euern künftigen König.“ Jetzt besorgte er zwar noch einige Zeit als Vormund die Geschäfte der Regierung; doch legte er sie bald ganz nieder, da Verläumder und selbst seine Schwägerin seine gute Gesinnung in Zweifel zu ziehen suchten, und es gefährlich finden wollten, ihm das Kind zu überlassen.

Themistokles, ein atheniensischer Feldherr, erklärte sich in einer öffentlichen Versammlung, daß er eine überaus wichtige Sache vorhabe, er könne sie aber dem Volke nicht vortragen, weil zu ihrer Ausführung tiefe Verschwiegenheit nöthig sey. Der Rath trug dem Aristides auf, sich das Geheimniß entdecken zu lassen, und nach Gutbefinden zu verfügen. Themistokles sagte ihm: er sey gesonnen, die griechische Flotte, die sich in einem benachbarten Hafen befinde, zu verbrennen, und dadurch Athen die Oberherrschaft, nicht allein über das Meer, sondern über ganz Griechenland zu verschaffen. Aristides stattete der Versammlung den Be-

richt ab: „Themistokles Vorhaben sey das allernützlichste, aber auch das allerungerechteste." Das Volk rief mit Einer Stimme: „So ein Vorhaben kann nicht gebilligt werden."
(Gesch. v. d. blühend. Griechenland. S. 400.)

---

## 30.

## Was die Rechte thut, soll die Linke nicht wissen.

Unsere menschenfreundlichen Handlungen haben keinen innern Gehalt, wenn Eigennutz, Stolz oder Ruhmsucht ihnen zu Grunde liegen. Man dient da nicht Anderen, sondern sich. Man soll Menschenfreund seyn aus Pflicht, soll wohlthun, um wohlgethan zu haben. Wer insgeheim wohlthut, und keinen andern Zeugen seiner edlen Thaten hat, als Gott und sein Gewissen, der hat bei seinem Wohlthun eine edle Absicht.

So eine edle Absicht hatte Arcesilaus, ein berühmter alter Philosoph. Er hatte einen armen und zugleich kranken Freund. Scham hielt diesen ab, seine Armuth zu gestehen, und zu bekennen, daß es ihm an dem Allernothdürftigsten fehle. Arcesilaus wollte seiner Noth

steuern, ohne ihn zu beschämen. Er that ihm also in geheim wohl. Er steckte ihm nämlich, ohne daß er es merken konnte, ein Säckchen mit Geld unter das Kopfkissen, damit der schamhafte Mann nicht sowohl das Nöthige annehmen, als vielmehr finden sollte.

(Seneka, von den Wohlthaten. Eine Abhandlung in 7 Büchern.)

In dem französischen Kriege wurden dem Kaiser Franz von seinen Unterthanen mehrere freiwillige Geschenke an Geld gereicht, um die Unkosten des Krieges leichter bestreiten zu können. Im Jahre 1793 kam unter Andern auch ein Bauer, und legte mit den Worten: „Ich bring' auch etwas", tausend Gulden vor dem Kaiser auf den Tisch. Der Kaiser fragte ihn sogleich: „wie er heiße und wo er her wäre?" aber der Bauer, der sein Geschenk aus Vaterlandsliebe und nicht aus Ruhmsucht gebracht hatte, antwortete ganz kurz: „das soll Niemand wissen", und ging fort.

---

31.

## Sey ein Vater der Waisen.

Barmherzigkeit ist besser als Opfer, sagt das göttliche Wort. Niemand ist unglücklicher,

als die Waisen; wer sich ihrer annimmt, ist ein edler Wohlthäter.

Den armen Wadzeck, geboren 1762, traf schon bei seiner Geburt einer der größten Schläge des Schicksals; denn wie er eben dem Lichte des Tages die schwachen Augen eröffnete, schloß seine Mutter auf immer die ihrigen. Der Tod des unbegüterten, aber musterhaft redlichen Vaters machte ihn frühzeitig zur beklagenswerthen Waise, deren Elend — so groß es auch war — Niemanden rührte. Alles, was man für den Verlassenen that, war, daß man ihn dem Waisenhause zu Halle übergab, wo er die erste Erziehung und Bildung auf den rauhen Weg des Lebens genoß.

Sein sittliches Benehmen, sein Fleiß und Gehorsam machten ihn bald den dortigen Aufsehern werth. Seine Lage, die manchem weichlichen Knaben unerträglich geschienen haben würde, gestaltete sich immer freundlicher für ihn. Er fand bald in den Vorgesetzten seine Aeltern, und neigte sich hin zu ihnen mit unbedingter, vertrauender Liebe. Die tadellosen Sitten und raschen Fortschritte des Knaben zeichneten ihn vor diesen eben so, wie seine herzliche Anhänglichkeit aus, und so konnte es nicht anders kommen, als daß ihm jeder Lehrer und Aufseher wohlwollte und sich die Verbesserung seiner Lage zum Ziele setzte.

Wadzeck's reiner Sinn und sein verträgliches Wesen, die stete Gefährtin einer tugendhaften Seele, gewannen ihm aber auch die Liebe seiner Gespielen und Aller, die sein Loos theilten. So blieb er nicht nur von dem Neide der weniger Begünstigten fern, sondern seine Lage gewann auch hierdurch an Ruhe und Annehmlichkeit. Wenn man aber diese im Leben genießt, dann wird die niederste Stufe desselben mit einem unbeschreiblichen Reize erhellt.

Da man in dem Knaben besondere Anlagen entdeckte, so wurde ihm bei seinem Austritte aus dem Waisenhause der Rath ertheilt, eine höhere wissenschaftliche Laufbahn zu verfolgen, und auf dieser seinem Glücke entgegen zu sehen. Wadzeck's Vorgesetzte verbanden mit dem Rathe die gute That; sie gaben ihm eine kleine Summe als freiwillige Spende, welche die ersten Auslagen auf Bücher und ein kümmerliches Gemach im Erdgeschoße deckten. Der Jüngling folgte dieser Weisung, und setzte, zwar als der ärmste, aber auch als der fleißigste Student, an der Universität seines bisherigen Aufenthaltsortes die Studien fort.

Wahres Verdienst entgeht der Anerkennung nie. So fand auch Wadzeck's edles Betragen und sein eiserner Fleiß Anerkennung bei den Vorgesetzten, Achtung bei den Mitschülern, Theil=

nahme bei allen guten Menschen. Kein Wunder war es, daß er nach Beendigung seiner Universitätsjahre fördernde Unterstützung, und bald darauf den ehrenden Ruf als Professor des Berliner Cadettenhauses erhielt.

Auf diesem Posten lebte Wadzeck ganz seinem Berufe. Die Pflicht ging ihm über Alles, das Lehren war ihm Vergnügen, väterliche Theilnahme an seinen Schülern Bedürfniß. Auf einer Reise führte sein Weg auch durch Halle. Wie hätte er diese Stadt verlassen können, ohne das Waisenhaus zu besuchen, in dem er seine erste Erziehung genossen. Welche Gefühle regten sich in der Brust des trefflichen Mannes, als er das Arbeitszimmer der Waisen, die Schlafstätte derselben und die kleine Kapelle, in der sie das Wort Gottes, welcher aller Waisen Vater ist, so oft mit Rührung vernommen, betrachtete. Jede Stätte erweckte die süßesten Erinnerungen in ihm. Bald füllten sich seine Augen mit Wasser, die Worte stockten, er umarmte den Lehrer, welcher ihn begleitete, mit ungestümmer Rührung und rief: „Ja, ich sehe es an mir, der liebe Gott ist aller Menschen Vater, und besonders jenen, welche hülflos und verwaiset seiner Güte vertrauen und diese am meisten bedürfen!"

Ein einziger Augenblick entscheidet oft für

das ganze Leben. Und so erfaßte auch dieser die Seele des edlen jungen Mannes mit solcher hinreißenden Kraft, daß mit unwiderstehlicher Gewalt in ihm der Gedanke hervortrat, Vater zu werden an Denen, in deren Mitte er die glücklichen Jahre der Kindheit verlebt. „Wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf"; dieß sind die Worte des Menschen-Erlösers, und ausbreiten wollte der Gerührte seine liebenden Arme, und aufnehmen darin mit väterlicher Sorgfalt, was deren bedurfte. Mit solchem Entschlusse war Wadzeck nach Berlin zurückgekehrt; die Seele nur mit dem Gedanken erfüllt, wie er am schnellsten und zweckmäßigsten auszuführen. So entstand denn, in der Mudrach-Straße zu Berlin, eine Frucht seines rastlosen Strebens, durch ihn und guter Menschen Hülfe, die segenreiche Anstalt für Kinder aus der ärmsten Klasse des Volkes, der Pflege und dem Unterrichte derselben bestimmt und auf Befehl des Königs für immer die „Wadzeck-Anstalt" genannt. Auf der Pforte des ansprechenden, für mehr als vierhundert arme Kinder geräumigen Gebäudes stehen die einfachen Worte: „Mit Gottes Hülfe und guter Menschen Beistand."

Wadzeck ermattete nie in seinem Eifer, wies mit männlicher Entsagung jede Versuchung

zurück, blieb immer demüthig und bescheiden, selbst bei den freundlichsten Auszeichnungen guter Menschen und den hohen Gnadenbezeugungen seines Königs, sich immer gleich, seinem Berufe nur lebend. Er legte die Professur im Cadetten-Hause nieder, um ganz den neuen, freiwillig übernommenen Pflichten zu leben. Er hatte sich bis jetzt ein seltenes Kabinet von Naturalien gesammelt; dieses gab er für 4000 Thaler hin, welche er lediglich zur Föderung seiner Anstalt bestimmte. Er gewann durch die Herausgabe eines viel gelesenen Wochenblattes ein jährliches Einkommen von 3000 Thalern, und bezog überdies als ehemaliger Professor eine kleine Pension von 300 Thalern. Aber obgleich dieses Einkommen nicht unbedeutend gewesen, so lebte er doch im höchsten Grade sparsam und eingezogen. Er trank nie Wein oder Bier, sondern nur Wasser; sein Tisch war einfach, ja kärglich bestellt, im Uebrigen versagte er sich oft das Allernothdürftigste. „Sorgt doch ein Vater, der nicht mehr als Ein Kind hat", sprach er manchmal, wenn ihn seine Freunde ermunterten: doch sich selbst einmal zu bedenken, „für dieses Eine Kind dadurch, daß er sich Vieles versagt, und ich habe deren so viele."

Als ihn am 2. März 1813 ein Schlagfluß seiner lieben Heerde entriß, so bestand seine ganze

Verlassenschaft in — vierzig Thalern. Alles hatte er auf die ihm anvertrauten Lieben verwendet! Tausend Thränen der Liebe und Dankbarkeit fielen auf des Biedermannes Grab, die heißen Segnungen aller guten Menschen begleiteten sein Andenken und werden es bewahren für immerdar.

Auf seinem Grabsteine steht sein Lieblingsspruch: „Die auf den Herrn harren, erhalten neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln; daß sie laufen und nicht matt werden; daß sie wandeln und nicht müde werden!"

(Nach Niemeyer.)

---

32.

## Den Unmündigen am Geiste sey ein Lehrer und Freund.

Friedrich Eberhard von Rochow, geboren im Jahre 1734, stammte aus einer der schätzbarsten Familien Preußens. Sein Vater war Staatsminister; der Sohn folgte den Fahnen des Ruhmes. Eine schwere Verwundung zwang ihn, sie zu verlassen und mit seinem thätigen Geiste auf dem Wege des Friedens Glück zu verbreiten, welches die blutige Straße des Krie-

ges flieht. Rochow zog sich auf sein Landgut Reckan, ein Erbgut des Vaters, zurück, fest entschlossen, in Abgeschiedenheit und Ruhe seine Tage zu verleben. „Nirgends weilt das „Glück also,“ schrieb er einst an einen seiner Freunde, „als fern von dem Gewühle der Städte; „denn je weniger Bedürfnisse, desto mehr innere „Zufriedenheit und ungetrübte Ruhe des Her„zens! Wenn ich das ängstliche Drängen der „Städter, ihren stachelnden Ehrgeiz, die Wolken „des Mißvergnügens auf ihrem Gesichte betrachte „— ach, wie glücklich lebe ich in der Mitte ar„mer, aber schuldloser, nicht gebildeter, aber na„türlicher Menschen! Niemanden beneide ich um „seines Glanzes willen.“

Und was er schrieb, war aus seiner Seele geflossen! Gerade die Erfahrungen, welche er auf seiner geräuschvollen Bahn in früher Jugend gemacht hatte, schien ihm die Vorsicht als freundlichen Fingerzeug zu einer Bahn, der Menschheit Segen zu bringen, vor die Augen gesendet zu haben. Die dornigen sowohl, als die blumigten Wege des Lebens sind die Schule, aus welcher wir stets edler herausgehen, wenn wir ein reines, empfängliches Gemüth in dieselbe gebracht haben.

Rochow's menschenfreundliches Herz fand bald einen weiten Kreis zur Ausübung seiner

trefflichen Gesinnungen. In den Jahren 1771 und 1772 waren durch Nässe und Theuerung gefährliche Krankheiten unter dem Landvolke entstanden, welche immer allgemeiner und drohender wurden. Rochow wandte in seiner Umgebung Alles an, denselben Gränzen zu setzen. Er ließ auf seine Kosten einen berühmten Arzt herbeikommen, verwies ihn unentgeldlich an die Hütten der Leidenden, machte sich anheischig, Arzeneien herbeizuschaffen, ging selbst zu den gefährlichsten Kranken, rieth, tröstete, bemühte sich redlich, zu helfen. Allein beinahe alle diese Bemühungen waren fruchtlos geblieben. In dieser Zeit stand das Landvolk in seiner Bildung noch allzuweit zurück, um den weisen Rathschlägen eines Menschenfreundes williges Gehör zu leihen. Man lohnte seine Bemühungen mit Undank, folgte den Verordnungen des Arztes nicht, nahm seine Zuflucht zu Apothekern, Hirten und alten Wahrsagerinnen, welche mit Wunder-Zetteln, seltsamen Zauber-Sprüchen und anderem Unsinn Hülfe versprachen, die wenige Habe der Armen an sich rissen, und die allgemeine Noth auf mannigfache Weise vermehrten.

Hören wir den edeln Mann selbst, wie er in einem seiner Bücher hierüber urtheilte und welchen Entschluß er zur Rettung der Verblendeten faßte! „Im bittern Gram über diese schreck-

lichen Folgen der Unwissenheit saß ich eines Tages an meinem Schreibtische und zeichnete einen Löwen, der, in einem Netze verwickelt, kraftlos daliegt. So — dachte ich — „liegt auch die „edle, kräftige Gottesgabe, Vernunft, die doch „jeder Mensch hat, in einem Gewebe von Vorurtheilen und Unsinn dermaßen verstrickt, daß „sie ihre Kraft so wenig, wie hier der Löwe „die seinige, gebrauchen kann." Ach, wenn doch eine Maus da wäre, die einige Knoten dieses Netzes zernagte! — Und nun zeichnete ich, in Gedanken verloren, auch diese hin, welche schon einige Knoten des Netzes zernagt hatte. Wie ein Blitzstrahl fuhr es mir durch die Seele. Und nun enthüllte ich mir die ganze Kette von Ursachen und Wirkungen, warum und wodurch der Landmann so sey, wie er ist. Gott! dachte ich, muß denn das so seyn? Kann der Landmann, diese eigentliche Stärke des Staatskörpers, nicht auch gehörig gebildet und zu allen guten Werken geschickt gemacht werden? Wie viele tüchtige Menschen hätte ich in diesen Jahren nicht meinem Vaterlande gerettet, welche jetzt alle ein Raub ihrer Unwissenheit geworden sind! „Ja, ich will helfen — Gott helfe mir!"

Gleich am andern Morgen begann Rochow sein „Schulbuch für Landleute" zu schrei-

ben. Sein Hauptgrundsatz in der Theorie und Ausübung seiner Lehre war: „Nur das Verstehen des Gelernten macht die Lehre nützlich." Rochow's Musterschulen wurden bald allgemein bekannt, das Verdienstliche derselben gewürdigt, und ihre Einrichtung nachgeahmt. Hiermit ging für das bis jetzt verwahrlosete Landvolk die Morgenröthe einer bessern Zukunft auf. Von allen Seiten kam man zu seinen Schulen gewallfahrtet, und machte sich mit den Verbesserungen, welche er im Unterrichts-Wesen eingeführt hatte, willig bekannt. So ward bei ihm der Saame des Guten gesammelt und ausgesäet in alle Gegenden Deutschlands. Schnell folgten auf diese ersten Versuche neue Werke des unermüdeten Menschenfreundes. „Der Katechismus der gesunden Vernunft, der Kinderfreund, die Berichtigungen" rc. — leben jetzt noch im dankbaren Andenken der Nachkommen, feiern des Verblichenen segenreichen, preiswerthen Namen.

Rochow lehrte das Gute nicht bloß in Worten, er ging mit der That in Allem voran. Man sah ihn täglich in seinen Schulen wie einen Vater und Freund in der Mitte der Kinder sitzen, sie befragen, belehren, ermuntern. Mit welcher Liebe und ehrfurchtsvollen Zutraulichkeit neigten sich Alle zu ihm

hin, und welche Frucht trug ein so herrliches Streben! — So war sein Wirken ein fortgesetztes Segnen der Menschheit. Seiner Thaten erste Quelle war ein reines, Gott ganz ergebenes Gemüth. „Liebe Gott, und Deinen Nächsten wie Dich selbst;" dieses Gebot übte er fortwährend, unbekümmert um den Beifall der Welt, keine andere Anerkennung suchend, als die seines eigenen Gewissens. Rochow war Christ in seinem Glaubens-Bekenntnisse, wie in der That. Sein Vertrauen auf Gott, auf Unsterblichkeit, auf eine heitere Zukunft war unerschütterlich, und erglänzte im heiligen Lichte von seiner freundlichen Miene. Seine Menschenliebe war ohne Gränzen, fremde Leiden und Noth betrachtete er wie seine eigene. Es bedurfte nichts, als die bloß absichtslose Erwähnung eines Unglücklichen, so war sein Herz schon zur Linderung seiner Leiden bestimmt. „Sie „erwähnten da vorhin einen Unglücklichen," sprach er Ein Mal zu einem Freunde bei'm Scheiden, „hier ist eine kleine Gabe für ihn, mildern „sie sein Loos. Nur keinen Dank, und daß es „Niemand erfährt!"

Im Jahre 1805 starb Rochow auf seinem Landgute Reckan, im ein und siebzigsten Jahre seines Alters. Er litt viel vor seinem Tode, aber ungetrübt blieb sein Geist, stets mit der

Hoffnung auf eine bessere Zukunft erfüllt. „Wir sind unsterblich, mein Lieber!“ sprach er zu seinem Freunde, dem Prediger Rudolph, welcher, vom bittersten Schmerz übermannt, anstatt den Sterbenden zu trösten, in Thränen ausbrach; „mein Ende ist nahe, aber nach kurzer „Zeit vereinigen wir uns auf immer!“

Rochow's äußere Bildung war anziehend, Zutrauen erweckend. Eine hohe Stirne, ein heiteres sanft blickendes Auge und ein schön geformter Mund gaben seiner Gesichtsbildung einen freundlichen Ausdruck. Sein Tod wurde im ganzen deutschen Lande, von den entferntesten Freunden, von seiner treuen Gattin und von seinen dankbaren Untergebenen mit dem tiefsten Schmerze bedauert. Letztere beweinten ihren Herrn nicht anders, als ihren gemeinschaftlichen Vater. Ein allgemeines Schluchzen wurde vernehmbar, als man seinen Sarg in die Gruft gesenkt hatte. Der Tag seines Begräbnisses war düster und trübe gewesen; doch als man den Sarg senkte, erhob sich die Frühlings-Sonne und trat mit erneutem Glanze hell und freundlich aus den Wolken hervor. Da wies der, den Leichenzug begleilende Priester auf sie, und sprach im begeisterten Fluß seiner Rede, die Trauernden über ihren Schmerz milde zurechtweisend: „Wie jetzt Gottes aufgehende Sonne neues Le-

„ben bringt, so herrschet einst auf dir, stiller „feierlicher Acker Gottes, wenn die Wolken des „Leidens fortgezogen und die Nacht des Gra„bes vorüber ist, ein neues, ein herrliches Le„ben! Und wie wir dich sehen, Sonne des Le„bens, also werden wir auch Ihn wieder sehen, „den wir Alle segnen als Vater, als Lehrer „und Freund!"

(Original-Erzählungen, von L. Ebersberg.)

---

# III.

# Verhalten gegen sich selbst.

---

## 33.

## Edle Wißbegierde.

Der Mensch soll ein aufrichtiger Gottesverehrer und ein redlicher und thätiger Menschenfreund seyn. Er soll aber auch sich selbst achten und ehren, soll für die Ausbildung seines Geistes, für die Veredlung seines Herzens, soll

für seine Gesundheit, seine Ehre, seinen guten Namen und seinen Wohlstand sorgen, und soll deßwegen lernen, seine sinnlichen Begierden beherrschen, soll arbeitsam, genügsam, mäßig und keusch seyn, kurz, er soll seine Menschwürde erkennen und bewahren.

Der Mensch, welcher sich selbst achtet, sorget vorerst für seine Ausbildung, er hat eine edle Wißbegierde; denn ohne diese lerne man nicht, was man als Mensch wissen soll.

Diogenes, aus dem jonischen Städtchen Sinoppe, aus welchem er früh mit seiner ganzen Familie flüchten mußte, weil sein Vater über einer Geldverfälschung ertappt worden war, kam nach Athen, und eine unbezwingliche Liebe zu den Wissenschaften trieb ihn, so arm er war, zum Philosophen Antisthenes hin, einem Schüler des Sokrates. Dieser Antisthenes aber hatte sich vorgenommen, keine Schüler mehr anzunehmen, und wies daher den jungen Diogenes mit harten Worten ab, der jedoch mit Bitten nicht nachließ, sondern so lange in ihn drang, bis Antisthenes nach dem Stocke griff. „Schlag immer zu, sagte Diogenes, indem „er willig seinen Rücken darbot, du wirst „nie einen Stock finden, der hart genug wäre, „mich von dir zu vertreiben, so lange du redest.“

(Becker's Weltgeschichte, 2. Thl. S. 394.)

Die Athenienser waren gegen die Bürger von Megara so aufgebracht, daß sie befahlen, Jeden, der von ihnen nach Athen komme, umzubringen. Euklid von Megara wollte doch gerne den Sokrates, den Weltweisen zu Athen, hören. Um seinen Hunger nach Belehrung zu stillen, zog er weibliche Kleider an, schlich sich bei einbrechender Nacht in die Stadt, hörte zur Nachtszeit die Lehren der Weisheit von dem Munde des geschätzten Lehrers, und bei'm Anbruche des Tages ging er, in die nämlichen Kleider gehüllt, wieder zurücke. —

(Gedike's lat Lesebuch, S. 33.)

Kleanthes kam sehr jung als Fechter nach Athen, wo er einen unwiderstehlichen Hang nach Philosophie in sich verspürte. Aller Lebensmittel beraubt, verdingte er sich an einen Gärtner, bei dem er, für den nöthigen Unterhalt, des Nachts Wasser schöpfte, um bei Tage die Lehren des Weltweisen Chrysippus zu hören. Sein gutes Aussehen und sein körperlicher Wohlstand zog die Aufmerksamkeit der Bürger von Athen auf ihn, und die Richter foderten ihn zur Rechenschaft über die Mittel, durch welche er sich ernähre. Kleanthes erschien vor dem Areopagus, von seinem Gärtner begleitet, und zeigte den Richtern, was ein Jüngling zu leisten im

Stande sey, der in sich Durst nach Wahrheit und den Willen habe, denselben zu stillen.

(Diogenes Laert.)

Konrad Celtes, geboren zu Wipfeld in Franken am 1. Februar 1495, war der Sohn eines daselbst ansässigen Weinbauers. Seinen ersten Unterricht in den Studien des Gelehrten erhielt er von seinem Bruder, einem Mönche. Auf einmal rief ihn sein Vater von den Studien zurück, und wollte ihn zum Weinbaue anhalten. Da ergriff Celtes, der einen andern Beruf in sich fühlte, mit keckem Jugendmuthe, ohne Ahnung seines Vaters, die Flucht, und reis'te nach Cöln, um seinen Durst nach höherer Bildung zu befriedigen. Er wurde ein großer Gelehrter und berühmter Lehrer Deutschlands, der besonders sich noch den Ruhm erwarb, der Stifter der ersten gelehrten Gesellschaft in Deutschland zu seyn.

(Jahrbücher der philosophisch-medizinischen Gesellschaft zu Würzburg. I. Band, 1. Heft. S. 14.)

Peter Anich, ein Astronom, Mathematiker und Mechaniker, geboren den 22. Februar 1723 zu Oberperstuff, einem kleinen Dorfe 3 Meilen von Inspruck, und gestorben 1766, war der Sohn eines Drechslers, der zugleich Feldbau trieb. In seiner Jugend hütete er das Vieh, und beschäftigte sich bis in sein 25. Jahr

mit dem Feldbaue. Wenn Andere Vergnügungen und Zerstreuungen suchten, war er in tiefen Gedanken. Die Lustbarkeiten hatten für ihn keinen Reiz, die Liebe war ihm gleichgültig, nur der gestirnte Himmel zog ihn an. Das Schauspiel der Gestirne, die über unsern Häuptern rollen, erfüllte seine ganze Seele. Er ging oft vor Sonnen-Untergang auf das Feld, und erst nach Sonnen-Aufgang kam er wieder nach Hause. Er gab auf den Stand der Gestirne und ihre Bewegungen genau Acht. Er konnte nicht lesen und nicht schreiben, aber seine Beobachtungen, seine Betrachtungen und die Maschinen, die er sich erdachte, machten ihn vor der Zeit zum Gelehrten. Als er hörte, daß es zu Inspruck Leute gebe, die von dem, was er suche, vollkommen unterrichtet seyen; so eilte er sogleich nach Inspruck zu dem Professor und Astronomen, zu dem Jesuiten P. Hill. Jetzt lernte er lesen, und in einigen Monaten schrieb er, wie der beste Schreibmeister. Alle Sonn- und Feiertage ging er nach Inspruck, um sich in den Grundsätzen der praktischen Geometrie und der Mechanik unterrichten zu lassen. Der P. Hill machte ihn mit einigen zur Mathematik nöthigen Instrumenten bekannt. Anich untersuchte sie, und verfertigte jetzt eben so schöne und richtige. Im Jahre 1756 verfertigte er einen Himmelsglobus,

der den Beifall aller Gelehrten erhielt, und in das Kabinet der Kaiserin kam. Sein Erdglobus wurde 1759 fertig. Eben so verfertigte er eine geographische Charte von ganz Tyrol. Dabei blieb er so bescheiden und entfernt von allem Stolze, daß er seine Bauern-Kleidung nie ablegen, und die Hütte, in der er wohnte, nie verlassen wollte.

(Sammlung historisch. Schilderungen, 3 Thl. S. 128.)

---

34.

## Fleiß.

Die geistigen Anlagen und Fähigkeiten sind sehr verschieden ausgetheilt. Der eine besitzt mehr, der Andere weniger Talent. Dies Letztere gereicht aber so wenig Jemand zur Schande, als das Erste Jemand zur Ehre gereicht. Ehre gründet sich nur auf Verdienst, und Schande auf Schuld. Freilich ist es ein Glück, schon von Natur aus begünstigt zu seyn, die Fortschritte in den Künsten und Wissenschaften sind dann leichter; doch ohne Fleiß, Mühe und Anstrengung wird es Keiner, auch der Begünstigste, weit bringen. Um so mehr ist es daher für den weniger Begünstigten Pflicht, das durch

Eifer und Fleiß zu ersetzen, was ihm an natürlicher Anlage abgeht. Und die Erfahrung lehrt, daß es dadurch schon Viele dahin brachten, daß sie Männer von Kopf den Vorrang abgewonnen haben.

Demosthenes, von Athen gebürtig, der größte Redner Griechenlands, wurde durch pflichtvergessene Sorglosigkeit seiner Vormünder, herbeigeführt durch niedrigen Geiz, in seiner Jugend so vernachläßigt, daß er so zu sagen, gar keine Erziehung bekam. — Erst später, als er einen berühmten Redner sprechen hörte, erwachte in ihm die Lust und Begierde, sich gleichen Ruhm zu erwerben. Von Stunde an war es seine größte Angelegenheit, Beredsamkeit zu studiren. Zu arm, um des Redners, Isokrates, Vorträge zu hören, schaffte er sich dessen Werk an. Aber in der Ausführung seines Planes schien ihm die Natur selbst unübersteigliche Hindernisse entgegengestellt zu haben. Er war schwach von Körperbau und hatte eine fehlerhafte Aussprache; manche Silben betonte er schlecht oder unrichtig, und den Buchstaben R konnte er beinahe gar nicht aussprechen. Aber dies Alles schreckte Demosthenes nicht; waren die Hindernisse groß, so war sein Eifer noch größer, und sein Fleiß noch anhaltender. Er ließ sich eine Höhle machen, und übte sich darin im Geberden-Spiele,

und bisweilen so anhaltend, daß er mehrere Monate gar nicht ausging. Er schnitt sich deshalb die Haare des Scheitels um die Hälfte ab, um so gezwungen zu seyn, zu Hause zu bleiben. Um seiner Stimme mehr Festigkeit und Stärke zu geben, declamirte er so laut als möglich, indem er geschwind Bergan ging, oder bei Stürmen des Meeres an dessen Gestade wandelte, dadurch gewann er zugleich den Vortheil, daß er sich an das Getöse des Volkes gewöhnte. Er nahm Steinchen in den Mund, um wenn er sie wieder herausgeworfen hatte, eine freiere Aussprache zu gewinnen. — Durch so unermüdete und grenzenlose Bemühungen brachte er es aber auch dahin, daß er nicht nur sehr schön und wohlklingend sprach, sondern daß er sogar alle Redner Griechenlands übertraf, und Muster für alle Zeiten und Völker wurde.

Maximilian I., Kaiser von Teutschland, hatte ebenfalls von Natur aus einen Fehler in seiner Aussprache; er stotterte, und hatte daher den ersten Kampf mit sich selbst — mit seiner Zunge zu bestehen! aber durch unabläßige Bemühung brachte er es dahin, daß ihn nachher an schöner und kräftiger Rede Niemand übertraf. Sein Vater, Kaiser Friedrich, selbst sagte daher: „Ich weiß nicht, woher es kömmt, daß dieser Jüngling so trefflich liest und redet,

von dem ich, da er 12 Jahre alt war, befürchtete, er möchte dumm oder stumm werden." — So glücklich war Maximilian auch in der Ausbildung seines Geistes. Von einem finstern Lehrer zurückgeschreckt, machte er anfangs in Sprachen und Wissenschaften wenig Fortschritte; doch während seines Aufenthaltes bei seinem Vetter, Erzherzog Sigmund in Tyrol, holte er das Versäumte nach, so daß er in der Folge neue Sprachen schrieb und sprach, und in verschiedenen auch ernsten Wissenschaften wohl bewandert war.

---

35.

## Die Tugend ist ein bleibendes Gut.

Mehr noch, als die Bildung des Kopfes, muß uns die Veredlung des Herzens angelegen seyn. Nur ein gutes, tugendhaftes Herz macht von den erworbenen Kenntnissen einen guten Gebrauch, ein böses mißbraucht sie zum Erwerbe der Güter als Mittel zum Sinnengenusse, zur Verführung und Unterdrückung Anderer. Auch sind es die guten Eigenschaften des Herzens, wenn uns Alles genommen wird, welche bleiben, und die uns Niemand, der Tod selbst nicht, neh-

men kann. Sie begleiten uns in das Gebiet der Ewigkeit und sind dort die Quelle unserer Seligkeit und unser Lohn.

Ein weiser Mann, Namens Stilpo, hatte bei der Eroberung seiner Vaterstadt Weib und Kinder und sein ganzes Vermögen verloren. Als ihn nun der Eroberer fragte: „Ob er etwas verloren habe?“ so antwortete er: „Ich habe noch alle meine Güter, Gerechtigkeit, Muth, Mäßigkeit, Klugheit, selbst den Glauben, daß nichts für ein Gut zu achten ist, das mir entrissen werden kann. Alle diese Güter besitze ich noch.“

(Seneca. Ep. 9.)

---

36.

## Beherrschung und Mäßigung der sinnlichen Lüste und Begierden.

Ohne Selbstverläugnung, ohne Beherrschung und Mäßigung der sinnlichen Neigungen und Begierden, gibt es keine Tugend. Die Tugend ist der Sieg der Lüste, ist die Herrschaft der Vernunft über die Triebe. Zu dieser Herrschaft kann man gelangen, wenn man nur ernstlich will.

Johann Tserclas, Graf von Tilly, von einer angesehenen Familie aus dem Lüttich'schen gebürtig, Oberbefehlshaber der österreichischen kaiserlichen Armee unter dem Kaiser Matthias, hatte auch die tapfersten Krieger im 30jährigen Kriege mehrmals besiegt. Aber eben so, wie er hier Sieger war, so war er auch Sieger über alle Reize der Sinnlichkeit. Und so wie er am Ziele seiner Laufbahn sagte: „Ich habe nie eine Schlacht verloren, so sagte er auch: „Ich habe nie ein Weib berührt, und habe mich nie betrunken." —

(Samuel Bauer's Gemälde der merkwürdigsten Revolutionen. gr. 8. Ulm, 1818. 10. Band, S. 12.)

Der König Pyrrhus von Epirus suchte den Fabricius durch Gold, Silber und Würden für sich zu gewinnen, und ihn Rom, seinem Vaterlande, abwendig zu machen. Aber umsonst. „Mein Vaterland, sagte Fabricius, ehrt mich genug, es hat mir schon mehrere Würden anvertraut, und Reichthümer brauche ich keine. Das von meinen Vätern ererbte Gütchen, das ich mit eigenen Händen baue, nähret mich. Und bei meiner Sparsamkeit und der Mäßigung meiner Begierden bin ich glücklicher, als Pyrrhus bei seinen vielen Schätzen. Die Unermeßlichkeit Deiner Begierden ermüden Dich; ich

aber bleibe bei meinem mäßigen Glücke ganz ruhig."

---

37.

## Arbeitsamkeit.

Der Mensch ist zur Arbeit geboren, dafür zeugen die vielen und mancherlei Leibs- und Seelenkräfte, welche er vom gütigen Schöpfer erhalten hat, und die verschiedenen Bedürfnisse, welche ihm angeboren sind, und welche ohne Arbeit nicht befriediget werden können. Arbeit erhält Leib und Seele gesund, stärkt und erhöht die Leibs- und Seelenkräfte, schützt gegen Armuth und Schande, und bringt Segen und Wohlstand in das Haus. Wer frühzeitig an die Arbeit gewöhnt worden ist, der arbeitet auch gerne, die Arbeit ist ihm zum Bedürfnisse geworden.

Friedrich II., König von Preußen, führte ein thatenvolles Leben und arbeitete oft bis in die späte Nacht hinein. Nur der Tod setzte seiner Thätigkeit ein Ziel. An seinem Sterbtage sagte er: „Das ist der erste Tag meines Lebens, an dem ich meine Geschäfte versäumt habe."

---

38.

## Genügsamkeit.

Ohne alle Erdengüter kann der Mensch nicht leben und froh seyn. Aber um zu leben und froh zu seyn, braucht er nicht viel. Die Natur ist mit Wenigem zufrieden. Und je mehr Bedürfnisse er sich macht, desto abhängiger ist er von den äußern Dingen und desto unglücklicher, wenn er sie nicht alle befriedigen kann. Deswegen soll sich zwar der Mensch Mühe geben, etwas zu erwerben, um ehrlich und ordentlich leben zu können, soll aber zugleich auch stets auf seiner Hut seyn; denn die sinnlichen Begierden, werden sie nicht sorgfältig bewacht und in den gehörigen Schranken erhalten, sind unersättlich, sie wachsen mit dem Genusse und werden des Menschen wahre Tyrannen und die Zerstörer seines Glücks und seiner Zufriedenheit. Genügsamkeit gehört mit zur Grundlage eines ruhigen und heitern Lebens. Wohl dem also, der sein Herz von Habsucht und Geiz frei hält, und mit dem zufrieden ist, was ihm Gott bescheret hat! —

Pittakus, ein Sohn des Hirradius, aus Thracien, geboren zu Mytilene, einer kleinen Stadt auf der Insel Lesbos, erhielt von

den Mytilenern aus Erkenntlichkeit für die ihnen geleisteten großen Dienste eine der anmuthigsten Gegenden zum Geschenke. Sie ward mit kleinen Bächen durchflossen, mit schönen Wäldern und Weinbergen umgeben, und hatte so viele Maierhöfe, daß ihr Ertrag einen reichen Unterhalt gewährte. Pittakus nahm die ganze Gegend nicht an. Er warf seinen Pfeil in die Luft, und war zufrieden mit so viel Land, als der Raum in's Gevierte ausmachte, den er mit seinem Pfeile erreicht hatte. „Man kann, sagte er, einen Theil besser benützen, als das Ganze. Große Güter machen große Sorgen und Unruhen."

(Geschichte des blühenden Griechenlands, 1. Thl. S. 112.)

Bei Psophis, einer der ältesten Städte im Peloponnes, nahe bei dem Grabmale des Alkmäon's, lebte 600 Jahre vor Christi Geburt ein Bürger Aglaus. Nichts fürchtend, nichts wünschend, den Menschen unbekannt, und unbekümmert um das, was sie trieben, baute er friedlich sein kleines Gütchen, dessen Gränzen er nie überschritten hatte. Er war zu sehr hohem Alter gelangt, als der mächtige Lydische König Gyges oder Krösus Abgesandte zum Delphischen Orakel schickte, und fragen ließ: „ob auf der ganzen Erde ein glücklicherer Mensch lebe,

als er?" Die Pythia antwortete: „Aglaus in Psophis."

(Reisen des jüngern Anacharsis, 4. Thl. S. 244.)

Marcus Curius hatte über die Samniter, Sabiner und über den Pyrrhus Triumphe erfochten, zog sich aber deren ungeachtet zurück, und lebte als ein Landmann. Einst saß er an seinem Herde, und die Samniter brachten ihm eine Menge Goldes. Er wies sie aber mit demselben ab. „Es ist nicht rühmlich, sagte er, Gold zu besitzen, aber das bringt Ruhm, denen befehlen zu können, die reich sind."

(Gedike's lat. Lesebuch, S. 48.)

Quintius Cincinnatus, der Vater des Cäso, wurde zum Consul ernannt. Der Rath schickte unverzüglich hin, den neuen Consul aus seiner Bauernhütte, die er seit der Verbannung seines Sohnes bezogen hatte, mit gebührender Feierlichkeit abholen zu lassen. Er lebte so genügsam und so zufrieden, daß man Mühe hatte, ihn wegzubringen. „Ach!" seufzte er, — es war eben Saatzeit — „wer wird mein kleines Feld bestellen? und wird es nicht bestellt, so müssen die Meinigen Noth leiden."

(Vollständige Geschichte des röm. Reichs, 2. Thl. S. 446.)

Alexander, König von Macedonien, fragte den armen Gärtner Abdolonymus, den er

zum König der Sidonier machte, wie er seine Dürftigkeit habe ertragen können? „Möchte ich nur, antwortete der neue König, die Regierung eben so leicht ertragen; diese Hände verschafften mir so viel, als ich wünschte, und da ich nichts hatte, so fehlte mir auch nichts.“

(Schröck's Weltgeschichte, 1. Thl. S. 301.)

Phocion, ein wegen seines ernsten, aber doch sanften Charakters sowohl, als wegen seiner unbestechlichen Gerechtigkeitsliebe berühmter Feldherr Athen's, hatte einst als Abgeordneter seiner Vaterstadt dem jungen Alexander, König von Macedonien, zugerufen: „Nicht Griechenland mußt Du bekämpfen, sondern die Barbaren.“ Alexander folgte diesem Rathe, und da nachher seine Unternehmungen in Asien glücklich ausfielen, so schickte er zum Zeichen seiner Dankbarkeit 100 Talente (über 100,000 Gulden nach unserem Gelde) an Phocion. „Warum aber, fragte dieser die Gesandten, schickt Alexander gerade mir unter den Athenern eine so große Summe?“ „Weil er Dich für den einzigen rechtschaffenen Mann unter denselben hält“, war die Antwort der Gesandten.“ „Wenn dieses ist, erwiederte Phocion, so lasse er mir diesen Ruhm.“ Doch die Gesandten gaben noch nicht alle Hoffnung auf; sie folgten daher Phocion in sein Haus nach, erstaun=

ten aber über die Einfachheit, die überall sichtbar war. — Phocion's Gattin war mit Brodbacken beschäftigt; er aber schöpfte selbst Wasser, um nach morgenländischer Sitte die Füße zu waschen. Die Gesandten verdoppelten nun ihre Bemühungen, um Phocion zur Annahme des Geschenkes zu bewegen, aber umsonst; Phocion blieb bei seiner Weigerung, indem er sagte: er sey zufrieden mit dem, was er besitze."

In Paris wurde einst ein Geistlicher zu einem kranken Holzhauer N. gerufen, der, wie der Geistliche bei'm ersten Eintritte bemerkte, sehr arm war. Ein Beil und zwei Sägen waren Alles, was er besaß. Der Geistliche suchte, wie es sein Amt erheischte, den Kranken zu trösten und zu beruhigen, mochte aber wohl dabei die Bemerkung mit einfließen lassen: „daß dieses Leben nicht immer so glücklich und anziehend wäre, und daß daher der Tod schon in dieser Hinsicht uns nicht so fürchterlich vorkommen könne, da er uns von den Mühseligkeiten dieses Lebens befreie." Aber der Kranke merkte, worauf der Geistliche hindeuten wollte, und erwiederte daher: „Sie irren sich, hochwürdiger Herr, wenn Sie vielleicht glauben, mein Leben sey unglücklich gewesen; ich war nicht unglücklich, denn ich war zufrieden mit dem, was ich hatte und mir erwarb; ich lebte still und ruhig, und klagte

nie über mein Schicksal; Haß und Neid waren mir unbekannt; — des Tages arbeitete ich mich müde, des Nachts aber schlief ich ruhig; ich hatte zwar keinen Ueberfluß, aber die Werkzeuge, die Sie dort an der Wand sehen, erwarben mir, was ich bedurfte; ich beneidete daher auch Niemand, gönnte gern den Reichen ihren Ueberfluß, bei dem sie oft mißvergnügt, krank und unglücklich sind. Ich zweifle zwar an meinem Aufkommen; sollte mir aber der Allgütige meine Gesundheit wieder verleihen, so bin ich gewiß, daß ich dann bei meiner Arbeit eben so glücklich seyn werde, als früher."

---

## 39.

## Edle Ruhmbegierde.

Wie der Mensch seine Begierde nach Reichthümern beschränken und genügsam seyn soll, so soll er auch seine Ruhmbegierde beschränken und im Zaume halten. Wer tugendhaft ist, dem folgt die Ehre und der Ruhm von selbst auf dem Fuße nach. Und ist das auch nicht, so hat die Tugend stets Ruhm vor Gott und dem Gewissen. Der äußere Schein, Pracht und großer Aufwand bringt nicht wahren Ruhm.

Amphiarus, einer von den sieben Helden, welche Theben belagerten, haßte den glänzenden Schein ohne die That. Alle ließen auf ihre Schilder prächtige Sinnbilder stechen. Amphiarus allein that dieses nicht. Der aus Theben abgeschickte Bote sagte deßwegen dem Eteokles: „Amphiarus will nicht tapfer und rechtschaffen scheinen, sondern es in der That seyn."

(Geschichte v. dem blühend. Griechenland, 1. Thl. S. 490.)

---

## 40.

## Mäßigkeit.

Nicht um zu essen und zu trinken lebt der Mensch, sondern er soll essen und trinken, um sein Leben und seine Kräfte zu erhalten, und um, so lange es Gott will, nützlich auf Erden wirken zu können. Dieses hat aber schon Mancher vergessen, und das, was Mittel seyn sollte, zum Zwecke gemacht, und seine Glückseligkeit im Genusse der Speisen und Getränke gesucht. Der römische Kaiser Vitelius war ein solcher Vielfraß, daß er für 6 Mann aß, täglich 3 oder 4 Mahlzeiten hielt und in 4 Monaten 42,000,000

Thaler nach unserm Gelde verzehrte. Und Alexander, König der Macedonier, vergaß sich im Trunke so sehr, daß er seinen liebsten und treuesten Minister im Rausche bei einem Gastmahle erstach. Unmäßigkeit entehrt den Menschen, setzt ihn unter die Klasse der Thiere, macht ihn dumm, und zerrüttet seine Gesundheit und seinen Wohlstand. Heilige Pflicht des Menschen ist es deswegen: seine Eß- und Trinklust zu beherrschen, und nüchtern und mäßig zu leben. Mäßigkeit erhält den Geist heiter und den Leib gesund.

Der deutsche Kaiser, Karl der Große, beobachtete die größte Mäßigkeit im Essen und Trinken. Mit nicht mehr als fünf Gerichten durfte seine Tafel besetzt werden, und um sich den Kopf stets hell und bei guter Besonnenheit zu erhalten, trank er nie mehr als drei Gläser Wein. —

(Jerrer's Geschichte der Deutschen, 1. Thl. S. 151.)

Isaak Newton, geboren 1642 zu Walstrope in Linkolnshire in England, gestorben 1727, der berühmte Physiker und Mathematiker, der den Lichtstrahl spaltete und die Theorie der Farben erfand, aß mehrere Wochen lang täglich nur einige Hippeln, um im Studium nicht gehindert zu werden. —

## 41.

## Keuschheit.

Des Menschen höchste Tugend ist die Keuschheit, die Beherrschung des Geschlechtstriebes. Sie ziert jedes Alter, ist die Schönheit der Jungfrau, der Stolz des Jünglings, die Würde des Mannes und die Ehre des Weibes, und mit unbeschreiblichem Vergnügen schaut noch der abgelebte Greis auf seine keuschen Jugendjahre zurück. Der Mensch, welcher diese Tugend verliert, verliert die schönste Blume in seinem Tugendkranze, und nie wird, nie kann er ohne bittere Reue und quälende Unruhe an diesen Verlust denken. Mit ihr verliert er zugleich das Gefühl seiner sittlichen Kräfte, das Zutrauen zu sich selbst. Süß und schmeichelhaft ist die lokkende Stimme der Wollust, und deßwegen folgen so Viele ihren Lockungen; aber tausendmal süßer und belohnender ist das Bewußtseyn, keusch an Leib und Seele zu seyn.

Der römische Consul C. Fabricius Luscinus war so ehrbar, züchtig und keusch, daß ihm der bloße Name Wollust schon zum Abscheu war. Den Lehrer derselben, den Epicur, sah er für ein Ungeheuer, das zur Zerstörung der Tugend geboren wurde, an. Er kannte die

Verwüstung, welche die Wollust anrichtet, und wünschte sie nur seinem und seinem Vaterlands-Feinde. „Wollten die Götter, sagte er, daß Pyrrhus nach den Grundsätzen des Epicur sein Betragen einrichtete, so würden die Römer einen Feind und Pyrrhus seinen Ruhm verlieren."

(Vollständige Geschichte des röm. Reichs, 4. Thl. S. 341.)

Scipio, der jüngere, nahm die Stadt Neu-Carthago in Spanien durch Sturm ein. Bei der Plünderung fanden seine Soldaten unzählige Beute, und seine jungen Befehlshaber eine junge Person von ausnehmender Schönheit, welche sie zu ihm brachten. Sie war mit einem celtiberischen Prinzen, Namens Allucius, vermählt. Scipio rührte sie nicht an. „Mit dieser Person, sagte er, hat man meinem Ruhme Fallstricke gelegt. Eine Weibsperson ist für einen Feldherrn ein gefährlicher Gegenstand. Durch Liebe wird seine Sorge getheilt, sein Körper entkräft, und sein Geist geschwächt." Er ließ den Vater dieser Gefangenen und den celtiberischen Prinzen zu sich kommen, und gab sie diesem unverletzt zurück. Ihr Vater hatte eine große Summe Lösegeld mitgenommen. Der Proconsul nahm aber kein Lösegeld. Man bot es ihm als Geschenk. Er wollte auch dieses nicht.

Auf Zudringlichkeit nahm er es endlich, und gab es dem Prinzen noch als eine Zugabe zu seinem Heirathsgute. — Welche Keuschheit und welche Uneigennützigkeit!

(Vollst. Gesch. d. röm. Reichs, 6. Thl. S. 136.)

---

42.

## Kriegerischer und christlicher Heldenmuth.

Die christliche Religion hatte in Japan sehr große Fortschritte gemacht, und es war zu hoffen, das ganze Kaiserthum werde in Bälde dem Heidenthume entsagen, und an Jesum Christum glauben. Es waren nicht nur schon einige Könige mit einem großen Theile ihrer Unterthanen Christen geworden, sondern auch am kaiserlichen Hofe waren die Verkündiger des christlichen Glaubens wohl gelitten; unvermuthet aber entstand ein Sturm, welcher nur mit dem letzten Blutstropfen des Christen sich legte, aber immer noch von Neuem zu wüthen drohte, sobald nur Christenblut der Küste sich näherte. Die Vorsicht, dem Christenthume ferner allen Eingang nach Japan zu verwehren, ging so weit, daß keinem Fremdlinge anders erlaubt

ward, Fuß auf die Küsten zu setzen, er habe denn zugleich das Kreuz Christi entehrt, und die Holländer nur als Holländer, nicht aber als Christen ihre Handels-Verbindungen mit Japan fortsetzen konnten. Die Veranlassungen zu der gänzlichen Vertilgung des Christenthums in Japan gab die unbegränzte Wollust eines Kaisers, der sich vom Holzträger auf den kaiserlichen Thron zu schwingen das Glück hatte. Tazcosama, so hieß das Kind des Glücks, fand an der christlichen Tugend Widerstand in seiner Lüsternheit, beschloß daher im Jahre 1587 eine grausame Verfolgung gegen die Christen, die unter seinen Nachfolgern fortdauerte. Die grausamsten Martern wurden ersonnen; aber auch der größte Heldenmuth offenbarte sich an den Christen, sogar an Kindern. Sie bereiteten sich zur Marter, wie zur größten Feierlichkeit' Bei einer solchen feierlichen Zubereitung zeigte sich der große Unterschied zwischen dem Heldenmuthe eines Soldaten und eines Christen.

Andreas Ousagamara, der in der Stadt Bungo nicht weniger durch seine christliche Tugend, als seine Geburt glänzte, hatte erfahren, daß die zum Tode bestimmten Christen in ein Verzeichniß gebracht worden seyen. Er wollte also seinen Vater, einen achtzigjährigen Kriegsmann, der noch nicht lange das Christen-

thum angenommen und noch wenig Kenntniß davon hatte, auf das bevorstehende Fest vorbereiten. „Mein Vater! sagte er ihm, es ist noch nicht lange, daß Sie ein Christ sind; ich weiß nicht, ob Sie von dem unterrichtet sind, was ein Martyrer sey“; er erklärte ihm dann, daß es eine der größten Gnaden sey, welche Gott einem Christen zu erweisen pflege, wenn er für seinen Namen sterben dürfe; aber daß Diejenigen, welche nach dieser Ehre trachteten, demüthig, sanft, geduldig seyn müßten; besonders aber müßten sie die Waffen niederlegen, und den Tod knieend empfangen, ohne sich in Vertheidigung zu setzen. Der Greis hörte seinen Sohn gelassen an, als er ihm von der Krone der Martyrer sprach; aber als er ihm, einem Kriegsmanne, der für die Ehre sehr empfindlich war, erklärt hatte, daß man sterben müsse, ohne sich zu vertheidigen, sagte er ihm in der Hitze: „Wie? ein Mann von Stand, wie ich, sollte sich wie ein Feigling tödten lassen, ohne um sein Leben zu streiten? Ich sollte leiden, daß Götzen-Anbeter sich an dem Leben der Väter vergreifen, welche uns zu Christen gemacht haben?“ Nein, nein, mein Sohn!“ Dann stand er auf, hatte schon sein Schlachtbeil um die Lenden gegürtet, nach Art der adelichen Japaneser, wollte sein Schwert ergreifen, stand so gewaffnet und von

seinem kriegerischen Muthe ergriffen, und mit Feuer im Auge, sagte er: „Wenn diese Mörder sich unterstehen, die Väter anzugreifen, so werde ich sieben oder acht zu meinen Füßen hinstrecken, und nicht eher aufhören, die Andern zu verfolgen, bis sie mir mein Schwert aus den Händen gewunden, oder den Arm vom Leibe gehauen haben; wenn sie mich also streitend tödten, so will ich gern ein Martyrer seyn, aber anders nicht."

Da Andreas, sein Sohn, sah, daß sein Vater nach den Grundsätzen des Evangeliums noch nicht ganz gebildet war, und fürchtete, daß, wenn man ihn angriffe, er sein Leben verkaufen würde, so sagte er ihm mit vieler Sanftmuth und Ehrerbietung: „Mein Vater! ich weiß, daß die Familie von Ousagamara wegen ihrer Tapferkeit in Japan allzeit berühmt geworden ist; unsere Voraltern haben sich im Kriege und in allen Uebungen des Adels ausgezeichnet, Sie selbst haben so viele Proben Ihres Muthes gegeben, daß man den Entschluß, für Jesus zu sterben, ohne sich zu vertheidigen, niemals als Feigheit erkennen wird. Indessen, da Sie diesen Entschluß nicht gefaßt haben, so bitte ich Sie, mit meinem kleinen Sohne eine Zeit lang auf das Land zu gehen, um ihm das Leben zu retten; Sie werden in ihm den Ruhm unseres

Namens erhalten, und Zeit haben, sich tiefer in den Grundsätzen der Religion zu unterrichten."

Der Greis fühlte sich durch diesen Vorschlag beleidigt, und sagte seinem Sohne lebhaft: „Er habe unrecht, ihm solche Vorschläge zu machen; er habe niemals gewußt, was Fliehen heiße, man sollte ihm daher niemals den Vorwurf machen können, als habe er aus Feigheit die Flucht ergriffen. Gehe, sagte er zu seinem Sohne, und verbirg dich selbst, wenn du dich fürchtest; was mich betrifft, so werde ich die Marter festen Fußes erwarten; ich werde Einige zu Boden strecken, und dann mit Freuden als Martyrer sterben."

Andreas, welcher kein Mittel mehr einzuschlagen wußte, nahm nun seine Zuflucht zu Gott, und bat, er möchte seinen Vater auf einem andern Wege vorbereiten, um als ein wahrer Christ die Marter zu ertragen. Sein Gebet blieb auch nicht ohne Erfolg. Was dem Sohne nicht gelang, das fügte nun Gott, daß dessen Ehegattin es bewirkte. Diese junge Dame arbeitete an einem reichen Kleide, um anständiger bedeckt zu seyn, wenn sie an das Kreuz geheftet würde. Alle Hausgenossen bereiteten nach ihrem Beispiele, Einige ihre Todtenhemder, Andere ihre Kreuze und Rosenkränze für den Tag ihrer Marter. Der Greis fragte sie: was diese

Vorbereitungen sagen wollten? Mit ruhiger und heiterer Stimme antworteten sie: daß sie sich vorbereiteten, für Jesus Christus zu sterben. Diese Worte machten auf den alten muthigen Krieger einen solchen Eindruck, daß er plötzlich ganz umgeändert war, und über die Gesinnungen der Welt erhaben, die Waffen niederlegte, und mit der größten Sanftmuth sagte, daß er mit ihnen und in ihrer Gesellschaft sterben wollte. — Welcher christliche Heldenmuth!

---

# IV.

# Verhalten in den besondern Ständen und Lebens-Verhältnissen.

---

## 43.

## Fürsten-Sinn.

Fürsten und Regenten, die sind, wie sie seyn sollen, Väter des Vaterlandes, die sich ansehen als von Gott gesetzt zum Wohle ihrer

Völker, und daher nicht nur sich selbst den Regierungs-Geschäften gerne unterziehen, sondern auch Alles aufbieten, um jedem Bedürfnisse ihrer Unterthanen zu steuern; — die selbst gerne ihre Vergnügungen zum Opfer bringen, selbst gerne entbehren, um nur ihre Unterthanen zu erleichtern, — solche Fürsten sind nicht so häufig, als Schmeichler uns glauben machen wollen. So wehe es daher dem wahrheitsliebenden Geschichtsforscher thut, in öffentlichen Blättern Uebertreibungen und Schmeicheleien zu lesen, die nur dazu dienen können, Regenten noch mehr einzuschläfern, so wohl thut es auch seinem Herzen, Beispiele zu finden von thätiger, eifriger Selbst-Regierung der Regenten, von wahrer, väterlich wohlmeinender Gesinnung gegen ihre Unterthanen.

Friedrich II., König von Preußen, arbeitete von seinem Regierungs-Antritte an unveränderlich selbst in den Staats-Geschäften; — alle Arbeiten mußten durch seine Hände gehen, damit er so selbst die Angelegenheiten des Landes genau kennen lernte. Jeden Morgen mußten seine Kabinetsräthe schon um 6 Uhr bei ihm erscheinen, um mit ihm zu arbeiten. — Als bei herannahendem Alter die Kräfte des Königs schwanden, machte er in seiner Tages-Ordnung eine Aenderung, so zwar, daß fernerhin seine

Kabinetsräthe statt um 6 Uhr schon um 4 Uhr des Morgens bei ihm erscheinen mußten. „Diese Abänderung, sagte er zu seinen Räthen, ist Euch zwar unangenehm, allein mein jetziger Zustand zwingt mich dazu; übrigens aber wird sie nicht lange dauern." Demzufolge wurden die neu eingelaufenen Schriften schon um 4 Uhr Morgens zum Könige gebracht, der sie dann mit seinen Räthen theilte. Sobald er die für sich zurückbehaltenen durchlesen hatte, rief er seine Räthe, einen nach dem andern, um ihre Meinungen zu hören, oder um ihnen die seinigen mündlich oder schriftlich mitzutheilen. Nach Beendigung dieses Geschäftes, was gewöhnlich bis 6 oder 7 Uhr dauerte, entfernten sich die Räthe, um die Arbeiten zu Hause in's Reine zu bringen. Nach der Tafel erschienen sie abermals vor dem Könige, um die gemachten Ausfertigungen von ihm nochmals durchlesen und unterzeichnen zu lassen. Diese Ordnung der Geschäfte dauerte so lange, bis der Tod selbst Friedrich's thätigem Leben ein Ende machte.

Maria Antoinette, Erzherzogin von Oestreich, kam als Ludwig's XVI. bestimmte Gemahlin in argloser unerfahrner Jugend nach Frankreich. Obgleich aber da von dem falschen Schimmer eines schwelgerischen Hofes umgeben, war sie doch unbefangen genug, um bald das

Elend und den Jammer des Volkes, herbeigeführt durch vorhergegangene schlechte Staatswirthschaft, wahrzunehmen. Sie war daher selbst darauf bedacht, soviel in ihren Kräften stünde, die Zerrüttung zu heben, und das Elend des Volkes zu mildern. Sie legte aus ihren eigenen, besonderen Einkünften eine Sparkasse an, die bald zu 600,000 Franken angewachsen war. Die Hälfte davon händigte sie den Geistlichen in Versailles ein, um damit arme Familien zu unterstützen. Bei ihren Kindern suchte sie schon früh die Gefühle des Mitleids und der Wohlthätigkeit rege zu machen; sie lehrte sie daher: lieber Manches entbehren, als der Noth Anderer nicht steuern können. In einem harten Winter ließ sie einst zu den gewöhnlichen Neujahrs-Geschenken verschiedene Spielsachen und Puppen von Paris kommen und in einem Zimmer aufstellen; hieher führte sie dann ihre Kleinen und zeigte ihnen diese Herrlichkeiten, mit dem Bemerken jedoch, daß ihre Absicht, mit diesen Sachen ihnen ein Geschenk zu machen, für dießmal vereitelt sey, indem sie wegen des strengen Winters all ihr vorräthiges Geld den Armen ausgetheilt hätte. Damit aber die Kaufleute keinen Schaden hätten, fügte sie dann hinzu, wolle sie ihnen die Transportkosten ersetzen. Schade dafür, daß eine solche Fürstin die Freude nicht er-

leben durfte, ihre Sprößlinge zu Regenten und Regentinnen heranreifen zu sehen! Leider mußten sie alle fallen, zur Schande Frankreich's fallen als Opfer der Revolution! So fallen die hoffnungsvollen Blüthen des Frühlings, wenn der Nordwind mit eisigem Froste in einer Mai-Nacht über sie hinfährt.

---

## 44.

## Der gute Fürst und fromme Bischof.

Ein Fürst, der sich als Gottes Stellvertreter auf Erden zur Beglückung der Menschen ansieht, der in seinen Unterthanen seine Kinder erkennt, und sie liebt, und ein Bischof, der die Unterthanen des Fürsten als künftige Bürger des Himmels betrachtet, und sich Mühe gibt, sie in der Zeit für eine selige Ewigkeit zu erziehen, sind der größte Segen eines Volkes, für den dasselbe dem Himmel nicht genug danken kann. Fürst und Bischof waren zum schönsten Bunde in einer Person vereiniget in dem vorletzten Fürst-Bischofe von Würzburg, in Franz Ludwig von Erthal.

Franz Ludwig, geboren zu Lohr 1730, den 16. September, und gestorben den 14. Febr.

1795, war von mittlerer Größe, seine Bewegungen und sein Gang hatten eine feierliche Gravität, die aber, weil sie natürlich und nicht erkünstelt war, nichts Abschreckendes hatte, sondern durch Milde und sanften Anstand gemäßiget wurde. Sein Blick war ernst, nicht kalt. In seinem melancholischen Auge barg sich eine Traurigkeit, als wenn es ihm Leid thäte, daß er den Menschen verachten müßte. Ein Blick in das natürliche Eigenthum seines Geistes zeigte ihm den Adel und die Würde des Menschen, der unverführt an den Pforten der Thorheit vorüber gegangen ist. Dieses Bewußtseyn hatte sich außer ihm nicht bewährt; darum hatte er es hart in sich verschlossen, und die Rinde seiner Physiognomie lieferte dem Angaffer bloß den Tusch der bittern Schwermuth, mit der sein reines Auge in das seinem Herzen so fremde Behältniß aller Verkehrtheiten hineinschaute. Seine Absonderung von den Menschen, seine strenge Entsagung von allem sinnlichen Interesse, und die Verzichtleistung auf alle gesellschaftlichen Freuden mußten seine Empfindungen über den irdischen Meridian wegrücken, und seine unbefleckte Seele zu einer Andacht heben, bei der sie wenigstens in negativen Darstellungen fortleben und mitgenießen konnte. Man sah ihn mit einer Inbrunst beten, die auf den Flügeln einer gränzen-

losen Einbildungskraft getragen schien. Er knieete öffentlich mitten in der Gemeinde, und sein ganzes Wesen war von dieser abgesondert, bloß im Anschauen des Unendlichen verloren. Seine bleichen Hände hob er mit einer Bewegung zum Himmel, als ob er von der großen Fülle seiner Gnade etwas für sich einfalten wollte. Sein Auge floh über die Schranken des Irdischen, und schien durch den Vorhang gedrungen, der uns Sterbliche vom Unendlichen trennet, in vollem Vertrauen am Blicke des Ewigen zu hangen. Bei aller dieser in sich versunkenen Andacht mischte sich in seine kunstlosen Gebärden nichts, was eine kriechende falsche Demuth, eine winselnde Reue, oder eine erheuchelte Selbstverachtung verrathen hätte. Es war durchaus das Benehmen eines Menschen, der im Vertrauen auf seine eigene Achtung vor seinen Schöpfer tritt, Dem er das in seiner Erschaffung erhaltene Seelen-Vermögen, durch thätige geübte Kräfte erhöht, als Tausch für eine bessere Ewigkeit darbietet. An hohen Festtagen predigte er selbst. Seine Reden waren kurz, und was er vortrug, war eine einfache Sittenlehre. In einer am Ostertage gehaltenen Predigt sagte er: „Der Stolze, der die Vorrechte seiner Geburt aus 16 Ahnen behauptet, oder auf seine Gelehrsamkeit sich etwas einbildet, große Titel besitzt, und An-

dere gering schätzet, gehe in sich, damit er der Stolze nicht sey.“ Am Ende der Predigt hieß es: „Aber da ich für Andere bete, laß mich selbst erst den Weg der Tugend betreten, damit ich, da ich wider Aergerniß predige, nicht selbst Aergerniß gebe; damit, wenn ich gegen die Sünde rede, ich ihnen nicht selbst ein Stein des Anstoßes sey. Der Du Dein Volk öfters mit schlechten Regenten heimsuchest und strafest, mache, daß ich mein Vorsteheramt nicht unwürdig verwalte, daß es mir nicht zur Verwerfung diene. Leite Deinen Diener auf den Pfad der Wahrheit und Gerechtigkeit, entzünde in meinem Herzen den Diensteifer zu Deinem Heiligthume, laß mich selbst das gute Beispiel geben, das ich von Andern verlange; erneuere den rechten Geist in meinem Innern, damit ich wahrhaft auferstehe.“ Seine Gesundheit war in den letzten Jahren äußerst schwankend. Er litt an hypochondrischen Zufällen, die dem thätigen Manne in der Verfolgung seiner wohlwollenden Vorsätze oft sehr hinderlich waren. Seine Kränklichkeit vermehrte sein Mißtrauen zu seinen eigenen Kräften; sie brachte ihn einer völligen Selbst-Verläugnung nahe. In einer bei der Einweihung des neuen Kranken-Hauses zu Bamberg 1789 von ihm gehaltenen Rede, drückte er sich auf folgende Weise über sich selbst aus: „Von der

ersten Stunde an, da ich zur Regierung gekommen bin, hegte ich den Grundsatz: der Fürst sey für das Volk da, und nicht das Volk für den Fürsten. Bei dem Antritte meiner Regierung habe ich mir daher ein System gemacht, solche Einrichtungen und Anstalten zu treffen, die das Wohl meiner Unterthanen befödern möchten. Ich muß hier das öffentliche Geständniß ablegen, daß ich bisher nur wenige meiner Plane ausgeführt habe. Meine oft sehr schwankende Gesundheit, gewisse Aengstlichkeiten, die von meinem physischen Zustande herrührten, die meine guten Entschlüsse öfters vereitelten, haben mich gehindert, viele zum Wohle meiner Unterthanen entworfenen Plane auszuführen. Fristet mir Gott aber meine Tage noch länger, und befestiget er meine Gesundheit, so hoffe ich, das zu Stande zu bringen, von dem ich überzeugt bin, daß es das Wohl meiner Unterthanen befördere." Er hielt redlich Wort, und sorgte mit unermüdeter Anstrengung und Ausdauer für die bessere Bildung des Klerus, für das Schulwesen, die Gesetzgebung, die Justizpflege, das Armenwesen, die Landes-Industrie, Sanität, Polizei und den Handel. So erfüllte dieser seltene Fürst seine Regenten-Pflichten. Die Zeit, welche ihm dabei noch übrig blieb, widmete er den Wissenschaften und dem Gebete. Er las viel, vorzüglich Alles,

was im Staats-, Kammeral-, Oekonomie-, Polizei- und Industrie-Fache geschrieben wurde. Zu den lauten Freuden des Lebens, zu Hof-Partieen, gesellschaftlichen Lustbarkeiten gab er sich nie her. Der ganze Genuß seines thatenreichen Lebens bestand in dem Bewußtseyn seiner selbst erfüllten Pflichten, und auch diesen Genuß hatte er nicht ganz und rein, weil seine zarte Gewissenhaftigkeit und sein zaghaftes Mißtrauen in seine eigenen Kräfte ihm nie den belohnenden Gedanken zuließen, Du hast ganz Deine Pflicht erfüllt. Auf Franz Ludwig ruhte der Geist seiner großen Vorfahren, des gerechten Bischofs Conrad von Ravensburg, eines frommen Bruno, eines gütigen Julius, eines strengen Rudolph rc. rc. — Wer könnte an ihren Särgen vorüber gehen, ohne ihre guten Thaten zu preisen! —

(Von dem ausgezeichneten Fürstbischofe Franz Ludwig von Erthal erschienen seine Predigten, die er dem Landvolke vortrug, im Jahre 1841 in einer zweiten Auflage. Preis Rthlr. 1. 4 gr. oder 1 fl. 45 kr.)

---

## 45.

## Unparteiische Gerechtigkeits-Pflege.

Fürsten, Vorsteher und Richter müssen nichts als die Gesetze und die gerechte Sache im Auge haben, und ohne Parteilichkeit seyn.

Simonides, geboren zu Julis, einer Stadt auf der Insel Cia oder Cea in Griechenland, im Jahre 557 vor Christi Geburt, war ein großer und berühmter Dichter. Dieser nun verlangte einst von Themistokles, der damals Archon war, einen ungerechten Ausspruch. Themistokles sagte ihm: „Was verlangst du? Wie du kein guter Dichter seyn würdest, wenn du gegen die Regeln der Dichtkunst handeln wolltest, so würde ich kein rechtschaffener Richter seyn, wenn ich Dir etwas wider die Gesetze bewilligte.“ —

(Plutarch's Leben des Themistokles.)

Anfangs hatten die Römer Könige. Der letzte war Tarquinius. Jetzt bildete sich ihr Staat zu einer Republik. Man wählte den Brutus und Collatinus zu Consuln. Tarquinius gab sich heimlich Mühe, wieder auf den Thron zu kommen. Junge Leute halfen ihm dazu. Unter diesen waren die zwei Söhne des Brutus. Sie wurden angeklagt, und Brutus sprach öffentlich auf dem Markte das Todesurtheil über sie aus, welches die Lictoren auch sogleich an ihnen vollzogen. Das Vaterherz blutete, aber das Amt eines gerechten Richters foderte dies.

(Schröckh's Weltgeschichte, 1. Thl. S. 348.)

Unter den römischen Consuln T. Manlius Torquatus und Publius Decius Mus wurde bei dem Ausbruche des Krieges gegen die Lateiner, in dem Kriegsrathe beschlossen, daß man in diesem Feldzuge die Kriegszucht auf's strengste beobachten, und allen römischen Befehlshabern und Soldaten bei Lebens-Strafe verbieten müsse, sich ohne ausdrücklichen Befehl und außer ihren Reihen in ein Gefecht einzulassen. Wirklich wurde diese Verordnung dem Heere bekannt gemacht. Gleich darauf wurde der junge Manlius mit einem Haufen Reiter abgeschickt, das feindliche Lager zu beobachten. Er kam mit seinen Leuten einen Bogenschuß weit von dem feindlichen Lager, und traf einen feindlichen Reiterhaufen von Tuskulanern unter der Anführung des Geminius Metius an. Dieser gab dem Manlius bittere Spottreden und foderte ihn zum Zweikampfe heraus. Aus Zorn und beleidigtem Ehrgefühle vergaß Manlius den Befehl der Feldherrn. Er ließ sich in einen Zweikampf ein, und erlegte den Metius. Im Triumphe ritt er nach dem Zelte seines Vaters, und erzählte seinen Sieg. Der Consul, sein Vater, kehrte ihm den Rücken, und sagte vor den versammelten Völkern: „Dein Sieg ist der Belohnung würdig, und Dein Ungehorsam verdient den Tod,“ er ließ ihn hierauf als Ueberwinder

krönen, und dann als einen Ungehorsamen enthaupten.

(Vollst. Gesch. des röm. Reichs, 1. Thl. S. 460.)

Unter dem Consulate des Q. Opinius Nepos und M. Acilius Glabrio brachte es ein römischer Bürger, der viele Schulden hatte, L. Cotta, dahin, daß er Volks-Tribun wurde. Er glaubte unter dem Schutze seiner Würde gegen das Andringen seiner Gläubiger sicher zu seyn. Aber er betrog sich. Die übrigen Trübunen schämten sich eines solchen Mannes, nahmen sich seiner Gläubiger an, und drohten ihm, nach aller Strenge des Rechts mit ihm zu verfahren, wofern er seine Gläubiger nicht befriedige. —

(Vollst. Gesch. des röm. Reichs, 6. Thl. S. 467.)

---

46.

## Vaterlandsliebe.

Das Vaterland oder das Land, in dem wir geboren oder erzogen wurden, das für die Sicherheit unsers Lebens, unsers Eigenthumes und unserer Ehre sorgt, dem wir den genossenen Unterricht und unsere Bildung verdanken, das Vaterland, das unsere Lieben und Treuen bewahrt,

und einst ihre und unsere Asche wieder in seinen Schoos aufnimmt, verdient unsere vorzügliche Liebe, und Der ist ein Elender, ein Niederträchtiger und Undankbarer, der nicht warm für sein Vaterland fühlt, und die Schuld an dasselbe auf keine Weise abtragen mag. Der gute Mensch hängt mit Liebe an seinem Vaterlande, und wenn er sich als Mensch auch für einen Weltbürger ansieht, so weiß er doch, daß er kein edler Weltbürger seyn kann, wenn er nicht ein treuer Bürger seines Vaterlandes ist.

Durch etwas Größeres kann man seine Liebe zu seinem Vaterlande nicht beweisen, als wenn man für dasselbe sein Leben läßt. Dies that Lykurg, der Gesetzgeber von Sparta. Nachdem er nämlich seine Gesetzgebung vollendet hatte, versammelte er die Spartaner, und ließ sich von ihnen schwören, daß sie bis zu seiner Zurückkunft (denn er wolle sich verreisen) seinen Gesetzen treu bleiben wollten. Darauf entfernte er sich, kam nach Delphi, und opferte dort dem Gott Apoll; dann ging er nach Creta und starb daselbst freiwillig des Hungertodes, um nämlich dadurch den Spartanern allen Vorwand zu benehmen, seinen Gesetzen untreu zu werden. Ja er soll sogar befohlen haben, seinen Körper nach seinem Tode zu verbrennen und die Asche in's Meer zu werfen, damit nur nichts von ihm

nach Sparta zurückkäme. — Dies that Lykurg, sagt Plutarch, in einem Alter, in dem er noch länger zu leben Hoffnung haben konnte.

Kodrus, der letzte König der Athenienser, starb freiwillig für das Vaterland, und zwar 107 Jahre vor Christi Geburt. In einem Kriege zwischen Athen und Megara sagte ein Orakel: „Diejenige Partei wird siegen, die ihren König verlieren wird.“

Kaum hatte Kodrus das gehört, so verkleidete er sich als Bauer, nahm eine Axt in die Hand, einen Bündel Holz auf den Rücken, ging in das feindliche Lager, fing Händel an, und wurde erschlagen.

Zwischen den Carthaginensern und Cyrenensern, ihren Nachbarn, brach einst ein langwieriger und blutiger Streit über die Gränzen ihrer beiderseitigen Länder aus. Sie verglichen sich endlich dahin, daß an einem Tage sowohl aus Carthago als aus Cyrenne einige Abgeordnete weggehen sollten, und da, wo sie sich beiderseits treffen würden, sollte die Gränze dieser zwei Völker seyn. Die Carthaginenser, welche früher ausgegangen waren (es waren zwei Brüder, welche Philäni hießen), legten einen größeren Weg als die Cyrenenser zurück, und der Vortheil war also auf ihrer Seite. Darüber entstand wieder Streit. Doch erklärten die Cy-

renenser, daß sie sich diese Gränze gefallen lassen wollten, wenn die Carthaginenser bereit wären, sich auf derselben lebendig begraben zu lassen. Die beiden Brüder willigten sogleich dazu ein, und erwarben mit ihrem Leben ihrem Vaterlande einen großen Zuwachs seines Gebietes.
(Schröckh's Weltgeschichte, 1. Thl. S. 169.)

Zu Rom herrschte einst die Pest, und bald darauf wurde diese Stadt durch ein Erdbeben erschreckt, welches auf dem Markte einen großen Spalt im Boden zurückließ. In der Angst fragte man die Auguren um Rath, und diese sagten: die Kluft werde sich nie wieder schließen, wenn nicht Rom die kostbarsten Dinge, die es besitze, hinabwerfe. Sogleich meldete sich M. Curtius, ein römischer Ritter, und fragte die Auguren, ob Rom etwas habe, das kostbarer sey, als Vaterlandsliebe und Heldenmuth. Darauf setzte er sich in seinen glänzendsten Waffen auf sein schön geputztes Roß, und stürzte sich mit demselben in den Schlund hinab, den man sogleich über ihm zuschüttete.
(Becker's Weltgeschichte, 2. Thl. S. 513.)

Mozart, der große Tonkünstler, hatte sich bis in sein spätes Alter keines fixirten Gehaltes vom Staate zu erfreuen; demungeachtet war er durch alle Vorstellungen seiner Freunde und durch das schöne Anerbieten Friedrich Wilhelm's II.

von Preußen, gegen 3000 Rthlr. jährliches Gehalt Direktor seiner Kapelle zu werden, nicht dazu zu bewegen, seinen geliebten Kaiser Joseph II. und sein Vaterland zu verlassen; und er war vollkommen zufrieden, da ihm Joseph 800 Gulden zu jährlichem Gehalte aussetzte.

---

47.

## Treue gegen das Vaterland.

Um keinen Preis muß man etwas gegen sein Vaterland thun.

Epaminondas, ein thebanischer Feldherr, war gegen sein Vaterland so treu, daß ihn die Geldgierde, der so Viele Alles aufopfern, nicht zu einer schlechten That gegen sein Vaterland verleiten konnte. Artaxerxes, König in Persien, suchte ihn durch einen gewissen Diomedes mit einer großen Summe Geldes von der Treue gegen sein Vaterland abzuhalten. Allein Epaminondas sagte: „Es bedarf des Geldes nicht. Will der König etwas, das den Thebanern nützlich ist, so bin ich bereit, es ohne Geld zu thun; wo nicht, so hat der König nicht Gold und Silber genug. Für die Liebe zu mei-

nem Vaterlande nehme ich nicht die Reichthümer der ganzen Welt."

(Cornelius Nepos im 4. K. des Lebens des Epaminondas.)

Marquis Lafayette, der sich schon als Jüngling im Befreiungskriege Nordamerika's unsterblichen Ruhm erworben hatte, zeigte seinen edelmüthigen, biedern Charakter, und insbesondere seine ächte Vaterlandsliebe recht deutlich bei der Revolution in Frankreich durch Anhänglichkeit an den König und die legitime Verfassung und durch thätige Bekämpfung der Gewaltschritte, die die wüthenden Jakobiner machten. Die Bemühungen Lavayette's für Erhaltung oder Zurückführung der alten Ordnung waren auch nicht fruchtlos; aber in seinen hoffnungsvollsten Bemühungen mußte er als Befehlshaber zur nordischen Armee zurückkehren, und von da, nachdem in seiner Abwesenheit der unglückliche Ludwig XVI. als Gefangener eingesperrt wurde, sein Heil selbst in der Flucht suchen, um den Verfolgungen seiner Feinde nicht zu unterliegen. An der Gränze wurde er unglücklicher Weise von den ausländischen Heeren festgenommen und als Gefangener behandelt. Als er darauf zu Wesel im Gefängnisse krank lag, trat König Friedrich Wilhelm II. von Preußen zu ihm und bot ihm Befreiung an, unter der Bedin-

gung, daß er zur Bezwingung seines undankbaren revolutionären Vaterlandes einen Plan entwerfe. „Wie könnte ich, rief da Lafayette, ohne auf seine traurige Lage zu achten, wie könnte ich eine solche Untreue gegen mein Vaterland begehen, daß ich es fremden Waffen überliefern hälfe?"

---

48.

## Abscheu gegen Untreue und Verrätherei.

Im Kriege des römischen Volks mit dem König Pyrrhus kam eines Tags ein Ueberläufer vom feindlichen Heere in's römische Lager, und erbot sich da, gegen eine Belohnung, zurückzukehren, und seinen König zu vergiften. Fabricius, römischer Feldherr, entsetzte sich über eine solche Verrätherei, ließ den Ueberläufer fesseln und so als Verräther zu seinem Herrn zurückführen. — Und diese edle Handlung, setzt die Geschichte hinzu, wurde vom Senate zu Rom mit Beifall aufgenommen.

(Gedike's lat. Lesebuch.)

Als Camillus, römischer Feldherr, die Stadt Falerii belagerte, lockte eines Tages ein

pflichtvergessener Schulmeister, dem die vornehmsten Knaben zum Unterrichte anvertraut waren, seine Schüler unter dem Vorwande eines zu machenden Spieles in's Freie, und führte sie so unvermerkt in's feindliche Lager, wo er sie dem Feldherrn als Geisseln anbot. Mit Abscheu erwiederte Camillus: „Die Römer führen nicht Krieg gegen Knaben, sondern gegen Männer, ließ dem treulosen Schulmeister die Hände auf den Rücken binden, und ihn von den Knaben mit Ruthen in die Stadt zurückpeitschen. Diese edelmüthige Handlung machte bei den Belagerten einen so günstigen Eindruck, daß sie sich freiwillig den Römern unterwarfen.

(Goldsmith's Geschichte der Römer.)

Bald nach dem Friedensschlusse der Franzosen mit Preußen im Jahre 1807 kam Jemand unaufgefodert zu dem französischen Commandanten H. in B., und wollte ihm verrathen, wo man eine bedeutende Quantität königlichen Bauholzes verborgen habe. Der brave Commandant wies ihn ab, und sagte: „Lassen Sie Ihrem guten Könige dieses Holz, damit er Galgen bauen kann, um solche niederträchtige Verräther, wie Sie einer sind, daran aufzuhängen."

(Bamberger Zeitung, Nr. 20, Jahrg. 1808.)

---

## 49.

## Gehorsam gegen die Gesetze.

Das Vaterland kann nur dann glückliche Bürger haben, wenn es nach weisen Gesetzen regiert wird, und wenn die Bürger dieselben gewissenhaft ehren und beobachten. Des Regenten Pflicht ist es, weise Gesetze zu geben, und auf ihre Beobachtung zu dringen; der Unterthanen Pflicht aber, ihnen pünktlichen Gehorsam zu leisten. Oft ist es schwer, nach den Gesetzen zu leben; allein unserer Pflicht müssen wir jedes Opfer zu bringen bereit seyn. Wir empfangen so viel Gutes vom Vaterlande, also müssen wir auch ihm unsere Kräfte weihen und ihm Dienste leisten. So fodert es die göttliche Anordnung. Wer kein guter, gehorsamer Bürger ist, der ist auch kein wahrer Verehrer Gottes.

Der König von Persien überzog Griechenland mit Krieg. Griechenland war in mehrere kleine Staaten getheilt, aber alle vereinigten sich zur Vertheidigung gegen den gemeinschaftlichen Feind. Der König von Sparta, Leonidas, nahm 300 seiner Tapferen. Sie hatten den gemessenen Befehl, dem Feinde nicht zu weichen. Sie wichen auch nicht. Sie fochten bis zum letzten Hauche ihres Lebens, und lieber, als sie

flohen, blieben sie alle todt auf dem Platze. Man setzte ihnen die Grabschrift: „Wanderer, sag's zu Sparta, daß wir, den Gesetzen gehorsam, erschlagen hier liegen!“ —

(Schröckh's Weltgeschichte, 1. Thl. S. 227.)

---

## 50.

## Schöner Priester-Sinn.

Sich selbst ganz Gott opfern, ganz hingeben, und diese Hingabe durch das sichtbare Opfer darstellen, das ist das Wesentliche des Geistlichen, des Priesters. Und so wie der Geistliche, der Priester den ganzen Menschen in seiner Person Gott hingeben soll, so soll er sich auch bemühen, durch Lehre und Beispiel ein Gleiches bei Andern zu bewirken. Zu dem Ende soll er auch zu Gott beten, und den Segen des Himmels über das Volk zu erflehen suchen.

Alcibiades, ein berühmter Athenienser, wurde einst angeklagt, daß er die Merkur-Säulen verstümmelt habe. Diese gottlose That fiel so sehr auf, daß alle Priester von allen Tempeln den Befehl erhielten, schreckliche Verwünschungen gegen den Thäter auszustoßen. Alle gehorchten, nur die einzige Theano nicht. „Mein Amt,

sagte diese Priesterin, erheischet den Segen, nicht aber die Flüche des Himmels auf die Menschen herabzurufen.

(Reisen des jungen Anacharsis durch Griechenland.)

---

51.

## Die ehrbaren und keuschen Frauen.

Zu den Zeiten des Kaisers Tiberius lebte in Rom eine durch ihre ausgezeichnete Schönheit sowohl, als durch ihre unbescholtene Tugend berühmte Dame, Paulina mit Namen. Sie stand gerade in der schönsten Blüthe ihrer Jahre, als sich Decius Mundus, ein Jüngling von vornehmer Herkunft, sterblich in sie verliebte. Mochten auch die Vernunft, das Gefühl der Ehre und das Band der Ehe, welches Paulina bereits an Saturnius, einen angesehenen Römer, knüpfte, ihm das Unerlaubte und Verbrecherische seiner Gefühle, Wünsche und Absichten vorhalten, seine Leidenschaft war zu heftig, als daß er zur Besinnung hätte kommen können; er that vielmehr alles Mögliche, um bei Paulina Gegenliebe zu gewinnen. Er versuchte alle Künste der Verführung, Schmeichelei, Ueberredung, er bot ihr sogar 200,000 Drachmen

(50,000 fl. ungefähr nach unserem Gelde), wenn sie nur einmal seine Wünsche befriedigen wollte; aber Alles glitt erfolglos ab an Paulina's unbestechlicher Tugend; mit Abscheu verwarf sie einen so schändlichen Antrag, und vermied nun auch noch alle Gelegenheiten, mit Mundus zusammenzutreffen. Jetzt war dieser aber auch untröstlich; ganz der bittersten Verzweiflung preisgegeben, schlich er einher gleich einem Schatten; das Leben war ihm zur Last, und schon war der verruchte Entschluß gefaßt, diese Last freiwillig abzuwerfen, als neue Hoffnung, zum Ziele seiner Wünsche zu gelangen, ihm das Leben wieder lieb machte. — Jetzt sollte ihm nämlich vielleicht durch die List eines Weibes werden, was ihm durch seine offenen Versuche nicht gelungen war.

Ida, eine Freigelassene seines Vaters, hatte lange seinen Kummer gemerkt, ohne die Ursache zu kennen. Durch Bitten und Schmeicheleien gelang es ihr endlich, diese zu erfahren. Kaum hatte sie aber die geheime Liebe des Jünglings entdeckt, so war sie schon zur Befriedigung derselben bereit. Sie erbot sich mit 50,000 Drachmen zu Stande zu bringen, was ihm mit 200,000 nicht möglich war. Sie ging sogleich an's Werk, und wie es ihr gelungen ist, zeigt der Erfolg.

In Rom war ein Tempel, der von den Aegyptiern entlehnten Göttin Isis heilig, in dem zugleich der Gott Anubis (der Götter-Wächter) ein Nähr-Sohn der Isis, verehrt ward. Jährlich wurde in diesem Tempel ein zehntägiges Fest gefeiert, was oft Veranlassung zu Unterschleifen und Ausweifungen gab; so zwar, daß dies Fest selbst mehrmal verboten wurde. — Dieses Festes bediente sich nun auch Ida, um zu ihrem Zwecke zu gelangen. Sie ging nämlich zu den Priestern dieses Tempels, schilderte ihnen lebhaft des Jünglings übergroße Liebe, und wußte sie durch Versprechungen, und durch baare 25,000 Drachmen so in ihr Interesse zu ziehen, daß sie zur Vollführung des Bubenstückes hilfreiche Hand boten. Der Aelteste der Priester machte sich sogleich auf, um Paulina zu besuchen, und ihr zu melden, daß der Gott Anubis sie lieb gewonnen habe, und sie bei sich in seinem Tempel wünschte, es sey ihr daher daselbst Alles bereitet. — Paulina hatte immer besondere Andacht zu Isis und Anubis, und vernahm deshalb diese Botschaft mit Freuden, und ob sie ihr gleich im Vertrauen hinterbracht wurde, so hatte sie doch keine Ursache, ein Geheimniß daraus zu machen. Sie schätzte sich glücklich, etwas bei Anubis zu gelten, erzählte es daher ihren Freundinnen und Bekann-

ten, und Sarturnius, ihr Ehegemahl, von ihrer Liebe und Treue überzeugt, fand keinen Anstand, ihr diesen Besuch in Anubis Tempel zu erlauben.

Paulina kam also in den Tempel der Isis, und wurde dort Abends nach dem Mahle von einem Priester selbst in eine Zelle eingeschlossen, wo sie aber im Dunkeln den schändlichen Mundus fand. Im frommen Wahne, es sey Gott Anubis, überließ sie sich ganz seinen Lüsten. Ehe es Tag wurde, machte sich der vermeintliche Gott mit Hülfe eines Priesters davon; auch Paulina verließ den Tempel, und sich nichts Böses bewußt, erzählte sie auch jetzt wieder ihren Freundinnen und ihrem Gatten, was ihr begegnete. Die Geschichte kam zwar Allen sonderbar vor, und jeder mochte darüber seine eigenen Bemerkungen machen, doch war Paulina's Tugend zu bekannt, um arge Gedanken gegen sie hegen zu dürfen; man mußte das Ganze für ein Räthsel halten, und wahrscheinlich wäre es auch eines geblieben, hätte Decius Mundus nicht selbst den Schlüssel zum Lösen gegeben; er konnte das Geheimniß selbst nicht verschweigen. Nach mehreren Tagen, nachdem die Geschichte im Tempel vorgefallen war, begegnete er von ungefähr der betrogenen Paulina. Kaum erblickte er sie, so rief er

schon aus im Uebermaaße seiner Freude: „O! Paulina, Du hast Recht gethan, daß Du die 200,000 Drachmen, die du doch wohl hättest benützen können, nicht genommen hast, — nun hast Du mir doch, gegen Deinen Willen, umsonst, und wie einem Gotte dienen müssen. — Wie versteinert stand Paulina — auf eine so grausame Weise aus ihrem süßen Traume aufgeschreckt, — Schaam, Reue und Verzweiflung bemächtigten sich ihrer — sie riß sich die Kleider vom Leibe, und wankte scheu, gleich einem Schattenbilde, nach Hause, um ihren Gemahl zur Rache aufzurufen. Mit Schrecken vernahm dieser die fürchterliche Kunde, und Rache kochte in seinem Herzen, doch jetzt mußte er erst darauf bedacht seyn, seine Gattin wieder etwas zu beruhigen, ihre Tugend hatte ja in seinen Augen nichts verloren, und nichts verlieren können; dann aber eilte er zum Kaiser Tiberius selbst, um die scheußliche Geschichte anzuklagen. — Das Bubenstück wurde untersucht, und nach seiner Schändlichkeit bestraft. Ida, die feile Kupplerin, und ihre Helfer wurden zum Kreuze verdammt; der Tempel der Isis niedergerissen, und das Bild des Anubis in die Tiber versenkt. Decius Mundus kam noch am leichtesten durch; der Kaiser schrieb das Verbrechen zum Theile seiner unbändigen Leidenschaft zu,

und verurtheilte ihn daher bloß zu einer starken Geldstrafe und zum Exile.

(Flav. Josephus alte Geschichte. L. XVIII. C. 4.)

In früheren Zeiten — da noch Könige in Rom herrschten, fiel daselbst eine andere Geschichte der Art vor, welche die erzählte nur an Gewaltthätigkeit übertrifft, die aber, wenn möglich, ein noch glänzenderes Beispiel von Ehrbarkeit und Keuschheit ist.

Lucretia war die Frau des Collatinus, eines Enkels des Egerius, dem Tarquin der ältere, als seinem Vetter, ehemals die Stadt Collatia, sammt ihrem Gebiete als Eigenthum gegeben hatte. Collatinus wohnte daselbst mit seiner Gemahlin Lucretia friedlich und glücklich. Die Schönheit der Lucretia zog Aller Augen auf sich, aber ihre Bescheidenheit und Ehrbarkeit prägte auch dem Verwegensten Ehrfurcht ein. Keine Hand wagte es, sie zu berühren. Sie war sittsam und gefällig, und nur stolz auf ihre Tugend und Ehre. Einst wurde sie von drei königlichen Prinzen überrascht, wo sie, noch spät in der Nacht, unter ihren Mägden saß, spann, und in Wolle arbeitete. Unter diesen drei Prinzen war auch Sextus Tarquinius, der Prinz des siebenten römischen Königs, Tarquin des Stolzen. Die Schönheit der Lucretia hatte diesen Prin-

zen bezaubert. Kaum ließ es seine Leidenschaft zu, ihn von Collatia wegzubringen. Zwar reis'te er wieder ab, aber unter dem Vorwande, daß er wegen der Belagerung von Ardea einige Befehle zu ertheilen habe, ging er wieder nach Collatia. Er kehrte in dem Hause seines Freundes und Verwandten Collatinus ein, und wurde in dessen Abwesenheit von der Lucretia mit aller Höflichkeit und Ehrerbietung bewirthet. Seine Leidenschaft entbrannte immer mehr. Zwar sagte er sich selbst, Lucretia ist von edler Herkunft, ich darf sie nicht entehren; einem so vornehmen Hause in Rom, von dem sie stammt, darf ich den Schimpf nicht anthun; ich beleidige meinen Verwandten, der selbst Herr von Collatia ist; ich verletze das so schöne Gesetz der Gastfreiheit; und ich stürze mich selbst in große Gefahr. Aber er unterdrückte alle bessere Neigungen seines Herzens dadurch, daß er sich täuschte, die Sache würde geheim bleiben. Spät in der Nacht, da alle Hausgenossen im tiefsten Schlafe lagen, brach er in das Schlafgemach der Lucretia ein. Die Schamhaftigkeit der Lucretia, ihr edler Muth, ihre Tugend widerstand tapfer seinem schändlichen Ansinnen. Der Schamlose sagte: „Wenn Dir ein Laut entfährt, so bist Du auf der Stelle des Todes.“ Kurz, er entehrte sie. Lucretia konnte aber jetzt nicht

mehr leben. Nach einer solchen erlittenen Beleidigung war ihr das Leben eine Last. Sie zog ihre Trauerkleider an, schrieb ihrem Gemahl, in ihres Vaters Haus zu kommen, und fuhr in ihrem Wagen nach Rom. Der Schmerz war auf ihrer Stirne ausgedrückt, und die Thränen rollten ihr über die Wangen. Im Hause ihres Vaters verlangte sie die Versammlung aller ihrer Freunde und Verwandten. Der vornehmste Adel versammelte sich in dem Hause des Lucretius, wo jetzt auch Collatinus angelangt war. „Geh' hin, sagte sie ihrem Gemahle, geh' hin nach Collatia, und besieh das Ehebette, welches das eheliche Versprechen entweihete und die Keuschheit bisher als Hüterin bewachte. Mein Herz blieb Dir zwar immer treu, aber Sextus Tarquinius hat meinen Leib befleckt. Euch, Römern! überlasse ich die Bestrafung seiner Verbrechen. Ich selbst kann nicht länger leben. Sie schwamm in Thränen, umarmte noch einmal ihren Vater und ihren Gemahl, und stieß sich einen Dolch durch die Brust. Sogleich fiel sie todt zur Erde."

Die Römer rechneten es sich zum Verdienste, sich, zum Vortheile der Ehre und zur Vermeidung der Schande, das Leben zu nehmen. Darin irrten sie nun, und auch die Lucretia. Aber wie beschämend ist nicht diese so keusche Frau

für viele Christen? — Ach! wenn Heiden so auf Keuschheit und eheliche Treue halten, was soll man von Christen denken, die das 6te und 9te Gebot vergessen? Von Christen, denen ihr Heiland sagt: „Wer nur mit lüsterner Begierde „ein Weib ansieht, hat im Herzen schon die „Ehe gebrochen!“ Matth. 5, 28.

(Vollständ. Geschichte des römisch. Reichs, 1. Thl. S. 326—329.)

Diese schöne Tugend, die Keuschheit, die Ehre und Zierde besonders des weiblichen Geschlechtes, besaß auch Chiomara, die Gemahlin des Königs der Tolistobager, einer Völkerschaft — die zwei andern waren die Tectosager und Trocmier — in Galatien. Diese Fürstin hatte das Unglück, als der römische Consul Manlius Vulso die Könige dieses Landes bekriegte, und auf dem Berge Olympus die Schlacht gegen ihren Mann gewann, und sein Lager daselbst eroberte, gefangen zu werden. Ein Hauptmann bekam sogleich eine Neigung zu ihr. Er bemühte sich anfangs, sie zu seinem schändlichen Willen zu bewegen, aber nichts war im Stande, ihre Keuschheit und Standhaftigkeit zu überwinden. Endlich nothzüchtigte er sie. Und um ihre Schmach ihr vergessend zu machen, bot er ihr die Freiheit gegen ein Lösegeld an. Unter den Gefangenen war einer ihrer Sclaven.

Diesen schickte sie zu ihren Anverwandten, das Lösegeld für sie zu holen. Dieser kam mit einigen ihrer Anverwandten am bestimmten Orte mit dem Lösegelde an. Der Hauptmann, der noch mit dem Gelde beschäftiget war, wurde auf einen Wink, den sie ihren Anverwandten gab, niedergehauen. Dieses that sie, um die Schmach, die man ihrer Keuschheit angethan hatte, die sie nie vergessen, und von der sie nie anders, als mit Zorn und Erröthen sprechen konnte, zu rächen und gleichsam mit dem Blute dieses Schandmenschen von ihr abzuwaschen.

(Vollständ. Gesch. des röm. Reichs, 7. Thl. S. 370.)

Auch unsere vaterländische Geschichte führt uns eine solche keusche und ehrbare Frau vor die Augen.

Gaila, die Gemahlin des Herzogs Garibald II. von Bayern, fiel den siegenden Hunnen in die Hände. Um ihre eheliche Reinheit zu retten, legte sie riechendes Fleisch auf ihre Brust. Die Feinde hielten sie für eine stinkende Person, und ließen sie unberührt.

(Lesebuch von Kajetan Schmitt.)

---

## 52.

## Die züchtige und edle Königs-Tochter.

Jünglinge und Jungfrauen sind vielen Gefahren ausgesetzt, ihre Unschuld und Tugend zu verlieren. Verlieren sie aber diese, dann ist es um ihren Himmel auf Erden geschehen. Sie müssen deßwegen alle ihre Kräfte aufbieten, ihre Feinde, die lüsterne Begierde der Sinnlichkeit von innen, und die Verführung von außen, die Versprechungen, Lockungen, Schmeicheleien und Liebkosungen böser Menschen zu verachten und zu besiegen. Es muß ihr Stolz und ihre Ehre seyn, sich sagen können: „Ich bin rein vor meinem Gewissen und vor meinem Schöpfer."

Gorgo, der Tochter des Lacedämonischen Königs Kleomenes, wollte einst ein weibischer Mann zärtliche Dinge und Höflichkeit vorsagen. Die edle Königs-Tochter stieß ihn von sich, und sagte mit Verachtung ihm diese Worte in das Angesicht: „Elendes Geschöpf! entferne Dich; Du hast nicht einmal so viel Männliches an Dir, als ein Weib." —

(Gesch. von dem blüh. Griechenland. S. 469.)

## 53.

## Liebe der Aeltern zu ihren Kindern.

Liebe zu den Kindern hat der Schöpfer in das Herz des Vaters und der Mutter gelegt. Ungeheuer sind die Väter und Mütter, wenn sie diese natürliche Empfindung unterdrücken, und gegen ihre Kinder kalt und gleichgültig werden. Edel handeln sie dagegen, wenn sie die natürliche Liebe zu ihren Kindern nähren, und dieselbe, durch die Vernunft geleitet, zum Besten ihrer Kinder wirken lassen. Rührend ist zärtliche und vernünftige Aeltern-Liebe.

Im Jahre 1784 im Februar stellte sich in der Gegend des Städtchens und der Festung Munkacs oder Munkatsch, in der Beregher Gespannschaft im Königreiche Ungarn ein solches Thau- und Regenwetter ein, daß der Fluß Latoritz die ganze Gegend und die Festung mit Wasser und Eis überschwemmte. Schon waren dadurch Menschen und Vieh verunglückt. Zwei Knaben wollten aus dem Städtchen Munkacs nach der Festung zu gehen. Sie wagten sich in die Fluth, und schon waren sie bis unter den Armen im Wasser und zwischen den Eisschollen. Endlich erreichten sie eine kleine Anhöhe, die noch ein wenig aus dem Wasser hervorragte.

Hier schrieen sie um Hülfe, weil sie weder vor- noch rückwärts konnten. Wegen augenscheinlicher Todesgefahr wollte Niemand zu Hülfe kommen. Plötzlich sprangen zwei Personen zu Pferde über die Brücke, und stürzten sich wie rasend in das Wasser und Eis. Die Pferde waren bald auf Eisschollen, bald fielen sie in das Wasser. Endlich kamen sie bei dem Hügel an, wo die Kinder auf dem Punkte waren, zu erfrieren. Die zwei Reiter stiegen ab, richteten die Erstarrten auf, nahmen sie vorn auf die Pferde, und traten mit Todesgefahr den Rückweg an. Sie erreichten glücklich die Festungsbrücke, da stiegen sie ab, nahmen ihre Beute auf den Rücken, und trugen sie frohlockend in ihre Wohnungen. Die Retter dieser Kinder waren der Vater des einen Knaben und die Mutter des andern, die eine Wittwe war, und den verwegensten Reiter gemacht hatte. Beide Knaben waren in dem Städtchen Munkacs in der Schule, und weil es ein Erholungs-Tag war, wollten sie ihre Aeltern besuchen. Als die Wittwe gefragt wurde: „Wie ihr bei dieser Gefahr zu Muthe gewesen sey?" sagte sie: „Keine Gefahr! Menschen-Pflicht, Pflicht der Natur sind Befehle Gottes." —

(V. Syn, Commandant der k. k. Bergfeste Munkacs, in einem Briefe.)

In der Gegend von Rocroy in Frankreich arbeitete im Sommer 1813 eine Frau auf dem Felde. Ihr säugendes Kind, das sie mit sich genommen hatte, hatte sie unter ein Gebüsch gelegt, wo dasselbe sanft schlummerte. Auf einmal hört sie ein Geräusch, blickt zurück, und sieht, wie ein Wolf hervorspringt, und schon den Rachen öffnet, um ihren Liebling zu ergreifen und zu verschlingen. Ohne sich zu besinnen, stürzt auch sie hin, und es beginnt nun ein fürchterlicher Kampf um das Leben des Kindes. Die mütterliche Liebe hatte die Frau stark gemacht. Wie verzweifelt ringt sie lange mit dem Wolfe, ohne ihm einen Vortheil abzugewinnen, endlich aber gelingt es ihr, ihm eine Scheere, ihre einzige Waffe, in den Leib zu stoßen. Fürchterlich brüllt der Wolf, weicht, stürzt und schwimmt in seinem Blute. — Mit einem dankbaren Blicke gen Himmel schließt jetzt die Mutter ihren Säugling in die Arme, um die namenlose Wonne zu genießen, sein Leben gerettet zu haben. Aber ach! auch ihre Kräfte sind erschöpft, ihre Sinne vergehen ihr, und sie sinkt bewußtlos zu Boden. — Indessen war man ihr zu Hülfe geeilt; und wendete alles an, sie in's Leben zurückzurufen, aber Alles war umsonst. Nur dadurch gelang es endlich, sie wieder zu sich selbst zu bringen, daß man ihr das säugende Kind an die Brust legte.

## 54.

## Sorgfalt für die gute Erziehung der Kinder.

Aeltern können ihren Kindern keine größere Wohlthat erweisen, als daß sie dieselben gut unterrichten und rechtschaffen erziehen, oder unterrichten und erziehen lassen. Reichthümer sind unsicher und in den Händen schlecht erzogener Kinder Dorne, mit denen sie sich verletzen. Weisheit und Tugend sind sichere und bleibende Güter, und in ihrem Besitze kann und wird es dem Menschen an der Nothdurft des Lebens und dem Frohsinne nie fehlen.

Aemilius Paulus, der römische Consul, welcher den König von Macedonien, Perseus, besiegte und sein ganzes Königreich eroberte, lebte mit seiner Gemahlin Papiria in keiner glücklichen Ehe. Wirklich ließ er sich auch von ihr scheiden. Dessen ungeachtet that er Alles für die gute Erziehung seiner Kinder. Er erzog sie nicht nur mit aller Sorgfalt selbst, sondern ließ auch die geschicktesten Lehrer aus Griechenland kommen, ihren Verstand durch Wissenschaften zu bilden, und ihrem Leib durch Uebungen, Gesundheit, Anstand und Schönheit zu geben. Bei dem Unterrichte war er selbst zuge-

gen, und ihren Eifer zu den Wissenschaften belebte er durch seine Gegenwart noch mehr. Als sie erwachsen waren, brachte er sie an die berühmtesten Häuser an. —

(Vollst. Gesch. des röm. Reichs, 8. Thl. S. 228.)

Auch Albert III., Herzog von Bayern, war ein guter Vater seiner Kinder. Und seine Sorgfalt für ihre gute Erziehung war eben so groß, als seine Grundsätze über die Erziehung die besten waren. Erziehet die Jugend, sagte er, zuerst für Gott und wegen Gott, und dann erst für die Welt. Mein Sohn sey zuerst Christ, dann Mensch, und endlich Fürst. —

(Leseb. f. Sonntags-Schulen, v. Kajetan Schmitt.)

Ein Jäger N. in Franken, der bei einem mäßigen Gehalte sieben Kinder zu ernähren hatte, nahete sich einst seinem Landesvater Franz Ludwig, Fürstbischof von Bamberg und Würzburg, mit der Bitte: ihn von einem schweren Kummer zu befreien, der ihm auf dem Herzen liege. „Gnädigster Herr! sprach er, ich habe 7 Kinder, ich ernähre sie redlich von dem Ertrage meines Dienstes, und bin damit zufrieden, nur der Wunsch ist mir übrig, meine Kinder in dem Christenthume, im Lesen, Schreiben, Rechnen und andern nützlichen Kenntnissen unterrichten lassen zu können; ich wohne aber in einer Gegend, wo sich keine Schule in der Nähe be-

findet, und einen eigenen Hauslehrer zu halten, dazu reichen meine Einkünfte nicht hin, auch möchte ich sie nicht anderwärts in die Kost geben, da ich sie nicht gerne aus meiner Aufsicht lasse.“ Der edelgesinnte Fürstbischof, der gerne jedem Bedürfnisse seiner Unterthanen abhalf, und dessen schöne Erziehungs-Anstalten besonders bewiesen, wie sehr er sich den Kinder-Unterricht angelegen seyn ließ, hörte ihn ruhig an und erwiederte: Er solle einmal einen Vorschlag machen, wie ihm zu helfen sey. „Gnädigster Herr! antwortete der Jäger, in der Gegend von R. wohnt ein anderer Jäger nahe bei einem Dorfe, wo eine gute Schule ist, und dieser hat keine Kinder. Wenn nun Euer hochfürstliche Gnaden erlaubten, und der Jäger auch damit zufrieden wäre, so wollte ich meine Stelle mit der Seinigen vertauschen. Zwar trägt diese 100 Thlr. mehr ein, als die Meinige, aber diese Summe wollte ich ihm jährlich hinauszahlen; denn es ist mir nicht gerade um die Einkünfte zu thun, sondern nur darum, daß meine Kinder den nöthigen Unterricht erhalten, den ich ihnen jetzt nicht geben kann.“ Diese väterliche Sorgfalt für die Erziehung seiner Kinder gefiel dem würdigen Fürstbischofe, er genehmigte mit Freuden den Vorschlag, und ließ den andern Jäger sogleich zu sich kommen, um ihm selbst die Sache

vorzustellen. Dieser hatte auch ein gutes Herz und war es werth, einem solchen Fürsten zu dienen. — „Von Herzen gern, sagte er, willige ich in diesen Vorschlag; nur soll der Mann mit seinen 7 Kindern die 100 Thlr. auch behalten, ich habe keine Kinder und kann diese Summe sehr leicht entbehren." Den Fürsten rührte es sehr, solche brave Diener zu haben, und zum Beweise seines Wohlgefallens schenkte er dem Jäger mit den 7 Kindern 100 Ducaten, und ließ ihm den ganzen Ertrag seines neuen Dienstes; dem Andern aber legte er 100 Thaler aus seiner Privat-Kasse zu.

(Lesebuch für die kathol. Schuljugend, von Haßl.)

---

## 55.

## Kindliche Liebe.

Rousseau, ein berühmter französischer Dichter und Schriftsteller, geboren zu Paris 1669 und gestorben zu Brüssel 1741, schrieb eine Comödie mit der Aufschrift: „Der Schmeichler". Als diese Comödie gegeben wurde, ging auch sein Vater, der ein Schuster war, in dieselbe. Und als dieselbe sehr viel Beifall fand, so konnte er seine Freude nicht bergen, sondern

sagte zu den Umstehenden: „Ich bin der Vater des Verfassers dieses Stückes." Als das Stück zu Ende war, suchte er seinen Sohn auf, um ihm seine Freude über das Vergnügen, sein Vater zu seyn, zu bezeugen. Er fand ihn bei dem Eingange des Theaters. „Was? Ihr mein Vater!" rief Rousseau, und ließ ihn voll Bestürzung stehen. (Sammlung historischer Schilderungen, S. 398.) Wer so seiner Aeltern vergessen, so ihre Liebe beleidigen, so das große Gebot: Du sollst Vater und Mutter ehren, unbekümmert übertreten, so alle bessern Gefühle in seinem Innern ersticken kann, der ist ein Elender, Undankbarer und Niederträchtiger, ist keines Glückes, keiner Ehre werth, und wenn er auch eine Krone auf dem Haupte hätte. Mit Abscheu wendet man sein Auge von einem solchen Verworfenen hinweg, und richtet es auf solche Kinder, welche dankbare Liebe in ihrem Herzen gegen ihre Aeltern nährten und offenbarten. Und solche gute Kinder führt uns auch die Geschichte auf.

Als Troja von den Griechen zerstört wurde, floh Aeneas, ein trojanischer Prinz, und, um seinen alten Vater, Anchises, zu retten, trug er ihn auf seinen Schultern mit sich fort. Die Eroberer von Troja stießen auf seiner Flucht auf ihn, und gerührt von diesem Beispiele kind-

licher Frömmigkeit, ließen sie ihn ungehindert seinen Weg fortgehen.

(Alexander von Ephesus in seinem Buche „von dem König der Marser.“ Vollst. Gesch. d. röm. Reichs, 1. Thl. S. 5.)

Solon erzählt dem Krösus, dem König von Lydien, folgende Geschichte:

Es waren zwei Brüder, Kleobis und Biton mit Namen. Ihre Mutter war eine Priesterin der Here zu Argos, und ließ sich nach der Landessitte an Opferfesten von zwei Ochsen nach dem entlegenen Tempel fahren. Einmal, am großen Feste der Here, da die Rinder nicht zur rechten Zeit vom Felde kamen, spannten sich die beiden Söhne selbst vor den Wagen, und zogen ihre Mutter im raschen Laufe, mehr als zwei Meilen weit, nach dem Tempel hin. Das Volk, von dem Anblicke gerührt, brach in lautes Beifalls-Geschrei aus. Die Männer drückten den edlen Jünglingen die Hände, und die Weiber wünschten der Mutter Glück, solche Söhne geboren zu haben. Die gute Frau stieg weinend aus dem Wagen, umfaßte das Bild der Göttin, und betete mit Inbrunst: „Erhabene Here! schenke meinen Söhnen für ihre Edelthat das beste Loos, das Sterbliche treffen kann.“

(Becker's Weltgeschichte, 1. Thl. S. 189.)

Manlius, vorjähriger Dictator, wurde

von dem Volke gewisser Dinge wegen verklagt, besonders deswegen, daß er ein Despot in seinem Hause sey und seinen Sohn Titus grausam halte; er habe ihn auf dem Lande eingesperrt, und lasse ihn mit den Sclaven arbeiten. Ganz Rom war gegen den stolzen Dictator und strengen Vater aufgebracht, nur sein Sohn Titus nicht. Er ging am frühen Morgen vom Lande in die Stadt, und geraden Weges in das Haus des Tribunen Pomponius, der noch im Bette lag. Diesem, der unbewaffnet war, drohte er mit dem Tode, wenn er ihm nicht mit einem Eide verspreche, von der Klage gegen seinen Vater abzustehen. Der erschrockene Tribun versprach es ihm, und hielt auch Wort. So rettete der liebevolle Sohn den harten Vater.

(Vollst. Gesch. d. röm. Reichs, 3. Thl. S. 363.)

Unter den beiden Consuln Titus Quintius Flaminius und Manius Balbus riß das Vergeben durch Gift in Rom ein. Eine Frau, dieses Verbrechens überführt, wurde in das Gefängniß gebracht, um in demselben hingerichtet zu werden. Der Kerkermeister, statt sie sogleich am Leben zu strafen, wollte sie in einem finstern Loche verhungern lassen. Die Tochter dieser Mutter erhielt die Erlaubniß, ihre Mutter im Kerker zu besuchen. Bei dem Eingange in den Kerker untersuchte man genau, ob

sie nicht Nahrungsmittel bei sich versteckt habe. Man fand keine bei ihr. Indessen verwunderte sich der Kerkermeister, daß die Gefangene, ohne Nahrungsmittel zu erhalten, so lange lebe. Bei genauer Wachsamkeit fand er, daß die Tochter, die gerade ein säugendes Kind hatte, ihre Mutter durch die Milch ihrer Brüste ernähre. Er zeigte diesen Vorfall den Richtern an, welcher bei diesen einen so lebhaften Eindruck machte, daß sie zur Belohnung der kindlichen Liebe der Mutter das Leben schenkten, und ihr und der Tochter jährlich eine Summe Geldes zum Unterhalte reichten.

(Vollst. Gesch. d. röm. Reichs, 3. Thl. S. 501.)

Ein Neger von Rio Volta war durch Unglück so sehr in Schulden gerathen, daß er durch nichts mehr seinen Gläubiger befriedigen konnte. Als dieser immer heftiger in ihn drang, so sprach er: „Ich habe nichts, womit ich Dich befriedigen könnte, als meine Person; verfüge damit, wenn es Dir also gefällt.“ Der Gläubiger, welchem damals (im Jahre 1789) das Gesetz einen so schändlichen Vertrag noch nicht verbot, machte bei diesem Antrage Ernst. Vergebens warf sich ihm die bejahrte Gattin, vergebens die noch minderjährigen Kinder zu Füßen. Er blieb taub bei ihren Bitten, ungerührt bei ihren Thränen. Der alte Neger ward ergriffen,

auf den Markt gebracht und in wenigen Stunden verkauft. An eine gemeinschaftliche Halskette mit mehreren Sklaven eingeschmiedet, ward er nach dem Strande geführt, um mit der nächsten Gelegenheit zu dem jammervollsten Loose nach Westindien eingeschifft zu werden.

Während die Sclavenschaar am Strande das Schiff erwarten mußte, waren die Verlassenen des Negers in einer unbeschreiblichen Verzweiflung. Er hatte drei Töchter und einen Sohn. Jene waren noch in den Jahren der Kindheit, dieser aber nahte sich schon dem zwanzigsten Jahre, und zeichnete sich durch einen vortheilhaften Wuchs eben so, wie durch einen starken Knochenbau aus. Obgleich er wenig Unterricht und keine Erziehung genossen hatte, so stand sein Gemüth doch von Natur aus den edelsten Empfindungen offen. Das Klaggeschrei seiner alten Mutter, die Thränen seiner Geschwister und der Gedanke an die trostlose Lage eines so guten alten Vaters zerrissen ihm das Herz. Wie ein Blitz durchfuhr die Idee sein Gehirn, sich für diesen zu opfern, Retter der Freiheit seines Vaters durch Entsagung seiner eigenen zu werden.

„Seyd ruhig, sprach er. Mutter! höre auf, zu klagen; Schwestern! trocknet euere Thränen, ich werde Euch heute noch den Vater ver-

schaffen!" Er sprach von dieser unwahrscheinlichen Sache mit solcher Gewißheit, daß seine Lieben wenigstens auf Augenblicke einigermaßen beruhigt wurden. Sie bestürmten ihn mit Fragen, wie er dieses möglich machen wolle, fingen dann, den leisen Gedanken an eine Rettung eben so schnell aufgebend, wie er flüchtig entstanden war, neuerdings und heftiger zu schluchzen an; der Sohn und Bruder küßte sie aber, sprach mit zitterndem Tone ein Lebewohl, trocknete eine Thräne von seinen Augen und floh aus der Hütte, den Nachruf der Seinigen nicht weiter achtend.

Carlo, so hieß der junge Neger, war bei dem Ziele seiner Wanderung angekommen. Dringend verlangte er, vor den Sklavenhändler geführt zu werden. Man willfahrte seinem Begehren. Hier bat er nun inständigst um die Vergünstigung des Austausches mit einem der zum Transport bereit liegenden Sklaven, welcher Fall sich manchmal ereignet und immer zugestanden wird, sobald der Menschen-Verkäufer seine Rechnung findet. Doch dieses Mal schien der Sklavenhändler hiezu nicht am besten geneigt zu seyn. Er machte Schwierigkeiten, weil das Schiff zum Abgange bereit, und die neuen Sklaven schon alle an die eiserne Halskette zusammengeschmiedet wären. Carlo aber drang heftig in ihn und stellte ihm vor, daß er in seiner

Person einen jungen, kräftigen Mann für einen hinfälligen, alten gewänne. Was Bitten und Thränen über das steinerne Herz des Unmenschen nicht vermochten, gelang dem lockenden Versprechen des augenscheinlichen Gewinnes. Er willigte ein.

Welch eine Scene, als die Sklavenschaar vorgeführt wurde, als Carlo seinen alten Vater erkannte, ihm in die Arme stürzte mit einem lauten Schrei des Entzückens, daß ihm der Rettungs-Versuch gelungen sey, die Wangen und Schultern desselben mit seinen Freudenthränen bedeckte. „Du bist frei, bist frei, guter Vater! ich ziehe für Dich nach Westindien; sorge Dich nicht, Gott wird mir helfen!“ Der rührendste Wettstreit entstand nun zwischen Vater und Sohn. Dieser aber entgegnete jenem, der ihm mit dem Tone der Liebe die zärtlichsten Vorwürfe machte: „Gab Dir, guter Vater! nicht ein Gesetz das Recht, mich anstatt Deiner zu verkaufen und so Deine Schuld zu tilgen? Aber Deine Liebe zu mir ließ Dich nicht die Stimme des Gesetzes, sondern nur jene des besten Herzens vernehmen. Wäre ich werth, Dein Sohn zu seyn, wenn ich Deinen Edelmuth nicht nachahmen würde? Eine Freiheit mit dem folternden Bewußtseyn, daß Du, mein Vater! in erniedrigenden Fesseln schmachtest, würde mir schrecklicher als der Tod

seyn; aber die Ueberzeugung, daß Du in der Mitte Deiner Lieben glücklich bist, und für mich segnend zum Vater im Himmel flehest, — dieses wird mich in der schmerzlichsten Bedrängniß erheben, meine Leiden durch ein wohlthätiges Selbstgefühl in Freude gestalten. Nein, mein Vater! wenn Du glücklich bist, wird Dein Sohn nie des Trostes entbehren!"

Ifert, ein dänischer Arzt, befand sich gerade an jener Stelle des Strandes, wo sich dieser rührende Vorfall ereignete. So viele kindliche Liebe hatte ihn tief ergriffen. Er ruft den Sklavenhändler, fragt um den Preis des Alten, und kauft ihn für sich. Rasch tritt er vor die beiden Neger hin. „Du bist nun mein, spricht er zu dem Alten, sey frei um eines solchen Sohnes willen. Ziehet Beide fort in Euere Heimath, und bleibt den Eurigen ein Vorbild reiner, segnender Liebe. Im Sklaven-Kittel, wie im Purpur-Gewande erhebt sie den Menschen, und gibt ihm eine höhere Freiheit, die keine Kette und kein Kieselherz raubt." — Die Sklavenkette wurde eröffnet; Vater und Sohn stürzten zu den Füßen des menschenfreundlichen Arztes. Dieser aber erstattete sogleich von dem ganzen Vorfalle Bericht an den dänischen Statthalter, welcher die beiden Neger vor sich kommen ließ, und über diesen rührenden Zug kindlicher

Liebe, die sich in solcher Probe bewährt, wahrhaft erfreut, die zwei Edlen würdig belohnte. Als die glücklichsten Menschen auf dem Erdenrunde eilten sie heiter in ihre Hütte zurück. —

Als vor einigen hundert Jahren in der Schweiz und in Tyrol so viel Schnee fiel, daß man sich eines gleichen bei Menschengedenken nicht erinnern konnte, trug sich folgende Begebenheit zu:

Ein einsam gelegenes Häuschen im Kantone Graubündten wurde in einer Nacht vom Schnee so überschüttet,, daß, als die Bewohner frühe aufstanden, der Schnee etliche Fuß höher lag, als das Häuschen war. Ja, die Bewohner konnten kaum den Rauchfang einigermaßen mit Brettern und Reisholz bedecken, als eine Menge Schnee, vom Sturmwinde getrieben, durch denselben herab in die Küche fiel.

Die Bewohner, die aus einem Manne mit seinem Eheweibe und vier Kindern bestanden, wurden, da an gar keinen Ausgang zu denken war, in die äußerste Noth versetzt, indem ihr Vorrath an Nahrungsmitteln sehr gering war. Sie hatten zwar eine kleine Strecke von ihrem Häuschen in einem Felsenkeller Erdfrüchte, aber da es unmöglich war, dahin zu gelangen, so weinten und wehklagten die Kinder, indem es ihnen an Essen gebrach. Die guten Aeltern trö-

steten sie, und hießen sie beten, damit der liebe Vater im Himmel sie bald aus ihrer herben Gefangenschaft befreien möge.

Es mochte ungefähr der sechste Tag ihrer Gefangenschaft seyn, und der dritte, daß sie nichts als Schneewasser genossen hatten, da setzten sie sich enge zusammen, umhals'ten sich und weinten, und die Aeltern waren betrübt um ihre Kinder, und die Kinder um ihre Aeltern, so daß vor Schluchzen und großer Schwachheit kaum Jemand reden konnte. Doch Eines von den 4 Kindern, das Erstgeborne, ein Knabe von 13 Jahren, blieb gelassen, nahm sich herzhaft zusammen, und fing gegen seine Aeltern mit Zuversicht also an zu reden: „Liebe Aeltern! was ich nun zu Euch sagen werde, glaubet, es ist ein Gedanke vom Vater im Himmel. Eingedenk der Geschichte des frommen Isaak's, wie er sich seinem Vater freiwillig zum Opfer darbot, weil es seines himmlischen Vaters Wille war, eben so will ich mein Leben aufopfern, damit Euer und meiner Geschwister Leben durch mein Fleisch erhalten werde; aber zu Gott vertraue ich, daß Er mich desto gewisser zu sich nimmt, wenn ich solches für Euch erlitten habe."

Bei diesen Worten schloßen die liebreichen Aeltern den Knaben in ihre Arme, sahen einander lange an, ohne zu sprechen, weil dieser

Gedanke so schrecklich, und doch die Noth der ganzen Familie so groß war, daß sie beinahe verschmachteten, indem keines von den Kindern mehr aufrecht stehen konnte, und sie kaum noch zu weheklagen vermochten.

Da sprach entschlossen der Vater: „Schwer glaube ich, daß dieses Kind solches von sich selbsten so spricht, sondern der Wille des Allerhöchsten muß es seyn; laßt uns daher unsern Vater im Himmel um Erleuchtung und Verstand bitten. Bis wir noch ein Mal geschlafen haben, mag ja Hülfe kommen, und kommt sie dann nicht, so möge es mir Gott verzeihen, was ich zu thun Willens bin.“

Auf diese Rede befiel die Mutter ein schreckliches Grausen; sie verhüllte ihr Angesicht und warf sich auf die Kniee, um zu beten, — Alles folgte ihrem Beispiele.

Hierauf legten sie sich schlafen, konnten aber, besonders die Aeltern, nur wenig Ruhe genießen.

Nachdem nun der Vater aufgestanden war, versuchte er, ob es möglich sey, in's Freie zu gelangen, aber umsonst. Der Vater nahm nun das Holzbeil, um es zu schärfen, konnte es aber vor Zittern kaum in der Hand halten. Da sprach der oben erwähnte Knabe zu ihm: „Seyd guten Muthes, geliebte Aeltern! heute dünkt es mich noch leichter zu sterben, als gestern; denn ich

denke, daß Ihr von meinem Fleische gewiß so lange lebet, bis man Euch aus Euerer Gefangenschaft erlösen wird. Doch, was geschah?

Wenn die Noth am höchsten ist, ist Gott am nächsten. Indem der Knabe kaum ausgeredet hatte, vernahm man von der Küche her einen Fall, als wenn die ganze Schneelast das Dach eingestürzt hätte. Erschrocken fuhren sie auf, um mit Zittern und Zagen zu sehen, was vorgefallen sey. Der Vater, noch sein Beil in der Hand haltend, nahm eine Kienfackel, und öffnete mit harter Mühe die Küchenthüre. Furchtsam folgte ihm die Mutter. Als nun der Vater hineintrat und seine Fackel hoch hielt, um zu sehen, was geschehen sey, erblickte er auf dem Feuerheerde ein Gemslein, das kläglich stöhnte und nicht von der Stelle konnte, weil seine beiden Hinterfüße durch den Fall gebrochen waren. Das Gemslein nämlich war über den Rauchfang gesprungen und hatte seine beiden Hinterfüße auf den Theil des Schnees gesetzt, der im Rauchhalse stack; der Schnee war durch diesen Druck von oben herabgesunken, das Gemslein und mit ihm die ganze Schneemasse durch das Rauchloch hineingefallen, und so hatte es seine beiden Hinterfüße gebrochen.

Kaum erblickte der Vater das Gemslein, als er sogleich darnach griff, und es unter Froh-

locken und Jubeln der ganzen Familie schlachtete und zubereitete. Während dessen schmolz der Schnee, und sie war gerettet.

(Palmblätter, 1826. I. Bd.)

---

54.

## Eines Sohnes edle Freude.

Kinder können das viele Gute, welches sie von ihren Aeltern erhalten, nicht besser vergelten, als wenn sie sich rechtschaffen aufführen, durch ihre Aufführung ihnen Freude machen, und sich über diese Freude ihrer Aeltern selbst wieder freuen.

Epaminondas, ein sehr edler und berühmter Feldherr der Thebaner, gewann mehrere Schlachten, erwarb sich dadurch die größte Achtung und die schönsten Lobsprüche seiner Mitbürger. Endlich starb er in einer Schlacht, da er seine Mitbürger gegen die Spartaner anführte, und diese auch wieder die Feinde überwanden. Sterbend sagte er: „Das freuet mich am meisten, daß meine Aeltern meine Siege noch erlebt haben.“

Deutscher Jüngling! welche Freude hast Du Deinen Aeltern schon gemacht?

(Becker's Weltgeschichte, 2. Thl. S. 365.)

---

55.

## Geschwisterliebe.

Brüder und Schwestern sind durch die Bande des Blutes miteinander verbunden, und schön ist die Geschwisterliebe. Von der Aeltern- und Geschwisterliebe muß die allgemeine Menschenliebe ausgehen. Wird die Liebe zu den Aeltern und Geschwistern nicht unterhalten, so wird in dem Herzen des Menschen nie Liebe zu dem Mitmenschen, der nicht zur Familie gehört, erwachen. Das unerkenntliche Kind und der unfriedliche Bruder wird nie ein Menschenfreund werden, so wenig es die Schwester werden wird, die noch nie gefühlt hat, was Geschwisterliebe ist.

Zärtliche Geschwisterliebe fühlte und übte die Gemahlin des Intaphernes. Dieser war einer von den sieben Persern, welche Persien von dem falschen Smerdes befreit, und unter sich den König Darius zum Könige gewählt hatten. Als dieser Intaphernes sich durch ein verwegenes Betragen verdächtig machte, so

wurde er von Darius, dem Könige, mit allen seinen männlichen Anverwandten zum Tode verurtheilt. Die Gemahlin des Intaphernes bewegte den König durch ihr Flehen bloß zu der Gunst, sich einen der Verurtheilten losbitten zu dürfen. Sie wählte ihren Bruder. „Denn, sagte sie, wenn es Gottes Wille ist, so kann ich einen andern Mann und andere Kinder bekommen, aber der Bruder, dieser einzige Sprößling meines väterlichen Hauses, ist mir unersetzlich, da meine Aeltern todt sind."

(Becker's Weltgeschichte, 2. Thl. S. 43.)

Cato, der jüngere, als man ihn fragte, „wen er am meisten liebe?" gab zur Antwort: „Meinen Bruder." Und wen nach diesem am meisten? „Meinen Bruder." Und so setzte er die Antwort fort, bis man ihn zu fragen aufhörte. Seine Bruderliebe nahm, wie sein Alter zu. Er ging nie von der Seite seines Bruders, er folgte ihm in Allem, und erwachsen speis'te er nie ohne ihn, ging nie ohne ihn aus, und machte nie ohne seine Gesellschaft eine Reise über Land.

(Schröckh's Weltgeschichte, 1. Thl. S. 405.)

Aeschylus, ein tragischer Dichter der Griechen, wurde des Frevels beschuldigt wegen eines Schauspiels. Da eben die Athener bereit waren, ihn zu steinigen, trat Ameinias, sein

jüngerer Bruder, hervor, deckte seinen Mantel auf, und zeigte seinen Arm, der Hand beraubt. Ameinias hatte nämlich in der Schlacht bei Salamis sich ausgezeichnet, seine Hand verloren und von den Athenern den ersten Preis der Tapferkeit erhalten. Als die Richter diesen edlen Bruder sahen, erinnerten sie sich seiner Thaten, und ließen den Aeschylus los.

---

56.

## Familienliebe.

Coriolan hatte sich um Rom verdient gemacht. Er hieß Anfangs Cajus Marcius. Er hatte zu der Zeit der Schlacht von Regillum bereits einigen Feldzügen beigewohnt und unter den Augen seines Feldherrn wie ein Löwe gefochten. Als er eines Tages einen seiner Mitbürger an seiner Seite sah, den man umbringen wollte, rächte er diesen Römer, rettete ihn vom Tode, und ließ seinem Feinde am Leben widerfahren, was er jenem zugedacht hatte. Zur Belohnung dieser That wurde er mit einer bürgerlichen Krone beschenkt. Bei der Eroberung Corioli that Coriolan mehr, als jeder Andere,

Der Consul Cominius belohnte ihn dafür damit, daß er ihm eine goldene Krone auf das Haupt setzen ließ, und ihm den Zunamen Coriolanus beilegte. Aber wegen übler Reden gegen die Volkstribunen wurde er zum Tode verurtheilt. Sie wollten ihn von dem über dem Markte befindlichen steinernen Felsen herabstürzen. Die Patricier aber nahmen ihn in ihre Mitte, und verschanzten ihn gegen alle Anfälle. Endlich wurde er doch, weil ihn der Consul Decius beschuldigte, die von den Feinden eroberte Beute nach eigenem Gefallen vertheilt zu haben, auf ewig aus der Stadt Rom verbannt. Er verließ Rom, seine Mutter Veturia, seine Frau und seine beiden Söhne, ging zu den Volsciern über, schloß Freundschaft mit einem berühmten Kriegsmanne, Atticus Tullus, der in Antium wohnte, und verabredete es mit diesem, wie man den Römern die den Volsciern und ihm angethanen Beleidigungen vergelten solle. Er hielt noch eine Rede an das versammelte Volscische Volk und bewog dasselbe zum Kriege gegen die Römer. Tullus und Marcius Coriolanus wurden zu Feldherren ernannt. Coriolan betrat mit seinem Heere das römische Gebiet und richtete eine unbeschreibliche Verwüstung an, hernach eroberte er die Stadt Circai, wodurch ganz Rom in Schrecken gesetzt wurde.

Darauf belagerte er Lavinium, die Mutter Rom's. Und da sich der Rath zu Rom seiner Zurückberufung widersetzte, so theilte er sein Heer in zwei Theile, und rückte mit dem einen nach Rom. Nun nahm der Schrecken in Rom überhand. Minutius machte ihm eine nachdrückliche Vorstellung, die aber nicht wirkte, auch eine zweite und dritte Gesandtschaft bewirkte nichts bei ihm. Nun wendeten sich die römischen Frauenzimmer an die Mutter und Frau des Coriolan, zur Veturia und Volumnia. Beide kamen in das Volscische Lager zugleich mit den Kindern des Coriolan. Ein Volscischer Hauptmann erkannte sie, und gab dem Coriolan davon Nachricht. Der Feldherr war schon halb überwunden; er verließ sein Gezelt, und ging seiner Mutter entgegen. Er begegnete ihr mit allen Zeichen der Ehrerbietigkeit, und auf ihre nachdrückliche Rede an ihn rief er aus: „Mutter! Du entwaffnest mich. Du rettest das Vaterland, verlierst aber den Sohn!" Tullus ließ ihn umbringen. — So viel vermag Familienliebe!

(Vollständ. Geschichte des römisch. Reichs, 2. Thl. S. 191—269.)

Marie Antoinette, die unglückliche Gemahlin Ludwig's XVI. von Frankreich, erhielt, da die allgemeine Zerrüttung schon ausgebrochen war und die königliche Familie von Versailles

nach Paris geschleppt wurde, von der Herzogin von Ligne den wohlgemeinten Rath, daß sie einstweilen aus Frankreich flüchten möchte, weil sie als Ausländerin (sie war eine österreichische Prinzessin) der Gefahr am meisten ausgesetzt wäre. Marie Antoinette hatte auch von selbst schon die Größe der Gefahr eingesehen; demungeachtet war sie nicht zur Befolgung des ihr ertheilten Rathes zu stimmen. „Nie, sagte sie vielmehr, werde ich den König, nie meine Kinder verlassen. Trifft der Haß mich allein, so bin ich jeden Augenblick bereit, mein Leben zum Opfer darzubringen. Nie werde ich mich zu einer Niederträchtigkeit, zu einer schändlichen Pflichtvergessenheit, deren einziger Gewinn die Rettung meines Lebens wäre, herabwürdigen.“ Und so hielt sie aus, die erhabene Fürstin, treu und geduldig, bis sie als Opfer unter dem Mordbeile der Revolution fiel, unter dem ihr königl. Gemahl schon vor ihr geblutet hatte.

Da Plato einen Jüngling sah, der seinen Vater trotzig behandelte, sagte er: „Wirst Du nicht aufhören, Den zu verachten, auf welchen Du stolz seyn solltest?“

57.

## Achtung der Lehrer, und Dankbarkeit gegen sie.

Mit schönen Anlagen kamen wir zur Welt, aber diese Anlagen mußten erst entwickelt werden. Und daß sie sich entwickelten, dazu haben unsere Lehrer das Meiste beigetragen. Ohne ihre Bemühung wären wir unwissend und roh geblieben. Unsere Lehrer verdienen also alle Achtung und allen Dank.

Alexander, der König von Macedonien, war sehr dankbar gegen Aristoteles, seinen Lehrer. Er sagte: „Meinem Vater verdanke ich es, daß ich lebe, aber dem Aristoteles, meinem Lehrer, bin ich es schuldig, daß ich mein Leben auf eine vernünftige Art führe.“ — (Schröckh's Weltgeschichte, 1. Thl. S. 296.)

Der Kaiser M. Antonin achtete seinen Lehrer so hoch, daß er ihm Statuen in Silber gegossen in seinem Pallaste aufstellte. — (Scheiblin in einer Rede.)

Maria Gros, eine berühmte französische Schauspielerin, hatte sich vorzüglich durch die Bemerkungen und weisen Rathschläge des Obristen M., eines kunstverständigen Mannes, zur Künstlerin herangebildet. Sie spielte in der

Folge, und immer mit dem größten Beifalle, in verschiedenen Städten Frankreich's. Aber bei all' dem Ruhme, den sie sich erwarb, vergaß sie doch nie Dessen, dem sie ihn eigentlich zu verdanken hatte, — ihres Lehrmeisters, — sie hatte ihm in ihrem Herzen ein unvertilgbares Monument errichtet, und wünschte nur eine Gelegenheit zu finden, die Gefühle des Dankes, der Ehrfurcht und Liebe, die sie immer gegen ihn hegte, auf eine thätige Weise an den Tag zu legen. Diese Gelegenheit bot sich indessen bald. Maria Gros spielte gerade zu Rouen, als der Obrist M., kaum den Nachstellungen der wüthenden Revolutions-Männer entgangen, unerkannt in dieser Stadt ankam. Er las zufälliger Weise auf dem Theater-Zettel den Namen Maria Gros, und sogleich war er entschlossen, sich an dies edle Frauenzimmer zu wenden. Seine Hoffnung täuschte ihn nicht. Mit aller möglichen Liebe und Erkenntlichkeit nahm ihn Maria in ihre Wohnung auf, verpflegte und verbarg ihn da sechs Monate lang. Als er bei ihr nicht mehr sicher war, beförderte sie seine Flucht nach den Niederlanden und von da nach dem entfernten Böhmen. Ja sie trieb ihre Erkenntlichkeit so weit, daß sie später alle ihre Habseligkeiten verkaufte, selbst zu ihm nach Böhmen reis'te, und ihm so lange diente, ihn pflegte und

versorgte, bis bessere Zeiten eintraten, und Beide in ihr Vaterland zurückkehren konnten, wo Maria dann ihrer Kunst, wie früher, lebte.

---

58.

## Der brave Herr und Diener.

Von jeher war es so in der Welt, daß Einige Viel, und Andere Wenig hatten. Diese Ungleichheit im Besitze der Erdengüter ist auch gut, sie bindet die Armen und Reichen an einander, und macht sie einander nothwendig. Der Reiche erhält an den Armen Diener, und der Arme findet durch seine Dienste bei den Reichen Kost und Lohn. Ist der Herr edel gesinnt, so wird dem Diener sein Loos leicht und süß; und wohnt in dem Diener eine gute Gesinnung, so befördert er auf jede ihm mögliche Weise das Beste seines Herrn. Die Herren müssen in ihren Dienern ihre Mitmenschen erkennen, und sie sanft und liebevoll behandeln. Dagegen müssen die Diener ihren Herren so dienen, als dienten sie Gott, von Dem sie auch einst ihren vollen Lohn für ihre geleisteten treuen Dienste erhalten werden.

Im Oriente schüttete einst ein Sklave, aus Versehen, eine Schüssel heißer Speisen auf die

Schulter seines Herrn, und beschädigte ihn dadurch sehr. Der Sklave fiel seinem Herrn, bittend um Schonung, zu Füßen, und sagte: „das Paradies ist für Die, welche ihren Zorn beherrschen.“ „Ich bin nicht zornig, sagte der Herr.“ Der Sklave fuhr fort: „und welche Denen verzeihen, die sie beleidiget haben.“ „Ich verzeihe auch Dir,“ sagte der Herr. Der Sklave setzte noch bei: „Gott liebet besonders Die, welche ihren Beleidigern Gutes erweisen.“ „Nun, so schenke ich dir die Freiheit und noch 400 Drachmen Silber,“ erwiederte der edle Herr, der nicht wollte, daß ihn sein Diener an Tugend übertreffe.

(Matth. Schönberg in seinem Buche: Der sanftmüthige Christ, S. 15.)

Ein Beispiel eines sehr gehorsamen Dieners hat uns die Geschichte an dem Diener des berühmten Redners P. Piso aufbewahrt.

Piso hatte seinen Dienern befohlen, nicht eher zu reden, als bis sie um etwas gefragt würden. Einst ließ er den Clodius zu Gast bitten. Alle Gäste waren angekommen, nur Clodius noch nicht. Er wartete lange. Endlich fragte er den Diener, der ihn einladen mußte: „Hast du den Clodius nicht eingeladen?“ „Ja, sagte er, er will aber nicht kommen.“ „Nun, warum hast du es nicht gesagt?“

„Sie haben mich noch nicht deßhalb gefragt,“ erwiederte der Diener. —

(Gedike's lat. Lesebuch. S. 56.)

Als Pittacus, ein angesehener Grieche, von einem Untergebenen beleidigt wurde, entließ er ihn mit den Worten: „Verzeihung ist besser, als Rache, denn jene kommt der milden Natur zu, diese aber der wilden.“

Simonides sagte zu dem Könige Hiero: „Sieh dein Reich an, wie dein Haus; deine Freunde wie deine Kinder; deine Kinder wie deine Seele; — und diese Alle besiege durch Wohlthun!“

---

## 59.

## Der tugendhafte Charakter.

Alle Tugenden, welche wir bisher in verschiedenen Personen gesehen haben, finden wir vereint in einem edeln römischen Ritter, der Atticus hieß. Schön und anziehend ist sein Bild.

Atticus, der Pomponius hieß, und Atticus, oder Athenienser, genannt wurde, weil er lange in Athen war, daselbst sich den Wissenschaften widmete, und fein griechisch sprach,

auch dieser Stadt viel Gutes erwies, begab sich, als der erste bürgerliche Krieg in seinem Vaterlande ausbrach, nach Athen. Mehrmals hätte er in diesem fremden Lande Ehrenstellen erhalten können, er begnügte sich aber damit, in diesem Lande der Gelehrsamkeit zu leben, und sich gute Sitten anzueignen. In diesem Vaterlande trachtete er nie nach einer Stelle, weil er sah, daß man sie durch Geld erkaufen müsse, und daß man sie, bei dem allgemeinen Verderben, nicht als redlicher Mann versehen könne. In den innerlichen Unruhen schlug er sich zu keiner Partei, sondern half den Nothleidenden und Unglücklichen von beiden Seiten. Nicht große Landgüter, nicht Kostbarkeiten kaufte er sich mit seinem Reichthume, sondern er machte damit seinen dürftigen Freunden ansehnliche Geschenke, und borgte denen, die es bedurften, Geld ohne Zinsen. Er lebte anständig, aber mäßig. Er schätzte die Zeit hoch, und ließ sich, so oft er speis'te, etwas Nützliches vorlesen. Er versprach nichts ohne reifliche Ueberlegung, was er aber versprochen hatte, das hielt er treu, und die ihm aufgetragenen Geschäfte verrichtete er mit gleichem Eifer, wie die Seinigen. Gemüther, welche getrennt waren, suchte er zu vereinigen. Er war bei Allen so beliebt, daß ihn Viele, seines Reichthums ungeachtet, zu ihrem Erben einsetzten.

Nicht sich, sondern zum Nutzen und Vergnügen Anderer lebte er so 77 Jahre. Nie hat er seine Mutter, seine Schwester oder sonst einen Menschen beleidiget, selbst an seinen Beleidigern übte er keine Rache. Und weil er seiner Einsicht und Ueberzeugung gemäß lebte, so starb er eben so ruhig und gelassen, als wenn er nicht aus der Welt, sondern von einem Hause in das andere ginge.

Nur Eines befleckte den Kranz seiner Tugend. Als er in eine unheilbare Krankheit fiel, beschleunigte er seinen Tod durch freiwilliges Hungern. Als Heide hielt er aber das nicht für unrecht, sonst würde er das Ziel abgewartet haben, welches Gott unserm Leben gesetzt. —

(Schröckh's Weltgeschichte, 1. Thl., S. 413.)

# V.

# Mittel zu einem tugendhaften Verhalten.

---

## 60.

## Weisheit und Tugend geht über Alles.

Wir werden uns nie mit allem Ernste um die Tugend bewerben, wenn wir uns nicht die Ueberzeugung verschaffen, daß sie allein die Quelle sey, aus der unsere Ruhe, Stille und Zufriedenheit hervorgeht. Und diese einzige Quelle unserer Zufriedenheit ist aber die Tugend wirklich. Erdengüter und Erdenglück sättigen den Menschengeist nicht. Cäsar hatte mit sauerer Mühe die Oberherrschaft über die Römer errungen, und am Gipfel seines Glücks seufzte und sagte er: „Ist's das Alles!“ Und Marquise von Maintenon zu Nivet in Frankreich 1635 geboren, und zu Saint-Cyr 1719 gestorben, vom Glücke umstrahlt, schrieb: „Ich habe nun Alles,

was man auf Erden haben kann, und bei diesem Allem: welch' eine eckelhafte Leere finde ich überall? bei dem lachenden Ballet, in dem schimmernsten Schmucke, bei der niedlichsten Königstafel und bei der zahlreichen Dienerschaft. Nirgends finde ich die wahre Zufriedenheit des Geistes, die Ruhe des Herzens, überall dagegen Unruhe und Eckel." Nur Weisheit und Tugend stillet die Unruhe des Geistes. In ihrem Besitze hat man sich nichts vorzuwerfen, hat man nichts zu fürchten, überläßt man sich ruhig Gott, und vertraut sein Schicksal seiner Vorsehung. Alles, nur sie kann man nicht verlieren. Wohnt diese Ueberzeugung in unserm Herzen, dann wird nichts im Stande seyn, uns vom Wege des Rechts und der Pflicht abzubringen, wir werden vor Allem und in Allem nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit trachten.

Bias, von Prienne, einer kleinen Stadt in Carien, ein alter Weltweise, hielt die Reichthümer für Spielsachen, die man leicht entbehren kann, und die oft nur dazu dienen, den Menschen vom Pfade der Tugend abzulenken; Weisheit und Tugend dagegen galt ihm Alles. Prienne, seine Geburtsstadt, wurde vom Feinde eingenommen und zerstört. Alle Einwohner rafften ihre besten Sachen zusammen und flohen. „Warum, fragte man den Bias, machst du es nicht

auch so? Warum fliehest du nicht und nimmst deine besten Sachen mit dir?" „Ich mache es ja auch so, sagte er. Ich trage Alles mit mir." — Alles, wollte er sagen, was dem Menschen wahrhaft angehört, meine Kenntnisse und meine tugendhafte Gesinnung trage ich mit mir fort. —

(Gesch. von dem blüh. Griechenland. S. 162.)

Crösus, der König von Lydien, galt für den reichsten Herrscher in Asien. Die gütige Mutter Natur hatte das ganze Füllhorn ihrer Gaben über die glücklichen Gefilde ausgegossen, die sein Zepter beherrschte; für den Ueberfluß, den der gesegnete Boden spendete, tauschten seine Handelsflotten die Schätze der Erde ein; und einige Flüsse, deren Fluthen die Fruchtbarkeit üppiger Landstriche erhöhten, sollen reichlich Gold in ihrem Sande mit sich geführt haben. Der Reichthum des Königs Crösus war unermeßlich, das reichste Gold, die seltensten Edelsteine, die köstlichsten Perlen besaß er in unabsehbarer Menge; Frieden beglückte seine Regierung, und die feinsten Genüsse des wollüstigen, weichlichen Asiens beschleunigten die Flucht der geflügelten Zeit.

Durch das ununterbrochene Glück befiel des Königs Herz eine unmännliche Sorglosigkeit; er war nicht zufrieden, sich für den glücklichsten

Sterblichen zu halten, sondern er ging so weit in seinem, ihm verderblichen Wahne, daß er sich für einen Sohn Jupiter's, — für einen Gott hielt.

So weit verirrt sich des Menschen Herz, wenn ununterbrochenes Glück es in Schlummer wiegt, daß es der Gottheit vergißt, und des Dankes, den wir ihr schuldig sind — ihr, von der uns alles Gute kommt; Leben, Freude und Lebensglück.

Solon, der edle Athener, den das Alterthum voll hoher Achtung unter die sieben Weisen Griechenland's zählte, suchte durch Reisen fremde Sitten, Länder und Völker kennen zu lernen, und auf diese Weise der Ausbildung seines Geistes das Siegel der Vollendung aufzudrücken. Reisen, besonders durch Klein-Asien und nach Aegypten waren in jenen Zeiten die Schule, durch welche der junge Mann, der schon durch anhaltenden Fleiß und ernstes Nachdenken seinem Geiste eine solche Reife gegeben, daß er wählen, und mit Sicherheit urtheilen konnte, sich die Meisterschaft zu erringen suchte. Auf seinen Reisen durch die schönen Gefilde Klein-Asiens kam der weise Athener auch in die Hofburg des lydischen Königs. Mit gastfreundlicher Güte wurde er, dem sein Ruhm schon vorhergegangen war, von Crösus aufgenommen; voll gutmüthigen Selbst-

gefallens zeigte ihm der König alle seine Schätze, die er aufgehäuft hatte, in der Meinung, der irdische Glanz würde das Auge des Weisen blenden, und ihn zu dem Geständnisse zwingen: Crösus sey der glücklichste aller Menschen.

Der wahre Weise aber hält nur das für Schätze, was erhaben ist über die Spiele des Zufalls und die Laune des neidischen Geschickes; was die Alles tilgende Flamme nicht verzehren kann und sicher mit uns sich aus den Wogen rettet, die das Schiff, welches uns trug, mit allen Gütern verschlangen: der wahre Weise hält nur das für Schätze, was in einem edlen Herzen, reinen Gemüthe und hellen Geiste niedergelegt ist.

Solon betrachtete die Reichthümer, die strahlend vor seinen Augen lagen — in üppiger Pracht, als wollten sie Bewunderung abtrotzen, — schweigend. Crösus, ungeduldig, die Meinung des weitgepriesenen Weisen zu hören, konnte sich nicht enthalten, die Frage an ihn zu stellen: „Ob er ihn nicht für den glücklichsten aller Menschen halte?"

Solon betrachtete den König mit mitleidigem Lächeln, und sprach: „Mein theurer König! vergib, wenn du von mir eine Antwort erhälst, die deinen Erwartungen nicht entspricht. Du bist es vielleicht nicht gewohnt, die freie

Aeußerung eines freien Mannes zu hören; die Wahrheit will gesucht seyn, sie drängt sich nicht durch demüthige Blicke in den Strahlenkreis des Glückes, und unter die Augen der Macht. Nur kleine Seelen verblendet der Reichthum, Niedrigdenkende lassen durch ihn die Begierden in ihrem Herzen sich entflammen, sie umkriechen dich, sie wollen sich sonnen in den Strahlen deines Glükkes, und ihre Gier sättigen von den Spenden, die deine freigebige Hand ausstreut; sie meiden zum Scheine Alles, was dir mißfallen könnte, und vermäckeln so die ewige, heilige Wahrheit. Ich halte dich, deiner Reichthümer ungeachtet, nicht für den glücklichsten Sterblichen; ich kenne einen Mann zu Athen, der sich kümmerlich nährt von der Arbeit seiner Hände im Schweiße seines Angesichtes, und der die wenige Zeit, die seiner Erholung vergönnt ist, dem Studium der Philosophie widmet. Dieser ist glücklicher als du. Du besitzest unermeßliche Reichthümer, und jener hat die Kunst gelernt, sie ohne Kummer zu entbehren; und — vor dem Tode ist Niemand glücklich!"

Crösus wandte sich unwillig von dem aufrichtigen Weisen. Die Wahrheit, dieses heilige Gut der Menschheit, die köstliche Gabe der Gottheit, ist Wenigen willkommen; gehässig ist sie meistens Denen, die im Schooße des Glückes

ruhen; unerträglich Jenen, deren Glück die Zunge der Schmeichler in willkommene Thätigkeit setzt.

Lange schon war Solon wieder in sein Vaterland zurückgekehrt, um durch seine weisen Gesetze seine Mitbürger zu beglücken, als der Perser-König, Cyrus, Lydien mit Krieg überzog. Das Eisen ist des Goldes Herr. Die weichlichen Lydier waren nicht im Stande, dem siegreichen Perser-Heere zu widerstehen, das, gewaltig wie ein Waldstrom, der Alles vor sich her niederreißt, sich über Klein-Asiens friedliche Gefilde ergoß; leichter, als seine Wellen eine ehrwürdige Eiche entwurzeln, stürzte des Cyrus kriegerische Schaar den Thron von Lydien. Die Schwertklingen von Stahl entschieden den Sieg, nicht die Schwertgriffe von Gold mit Edelsteinen und Perlen besetzt; der leichte bewegliche Perser im schlechten Kriegswamms überflügelte den Lydier, welchen die Last seines Schmuckes niederdrückte. Bald leuchteten die Nothzeichen auf dem Berge Tmolus; die Perser löschten sie mit dem Blute der Lydier; Leichen bedeckten die Fluthen des Pektolus, und der Feinde Mordfackel und Würgerschwert wüthete in Sardes, der Hofburg des Königs Crösus, selbst.

Mit Ketten belastet, blickte Crösus weinend auf die Trümmer seines Glückes; der Scheiterhaufen wurde schon errichtet, dessen Gluth

die Lebensflamme des unglücklichen Königs verschlingen sollte; an den Pfahl gebunden, schaute Crösus jammernd zu den Göttern empor, an die er nicht im Glücke gedacht, und in dieser herben Stunde kam ihm des atheniſchen Weisen früher verachtete Rede in den Sinn.

Schon wirbelte der Rauch gen Himmel, schon schlugen die Flammen schlangenähnlich an seinen Kleidern empor; da rief Crösus aus: „O Solon! o Solon!“

Im Unglücke kommen dem schwachen Genußsüchtigen, der sich selbst durch Leichtsinn den ernsten Blick in die Zukunft verschließt, die Warnungs-Worte der Weisheit in den Sinn, und die Gottesfurcht kehrt zurück in den Stunden des Sturms und der Noth, mehr aber dem lauen Verehrer der Gottheit und der Wahrheit als strenge Rächer, während der fromme Weise in den schwersten Stürmen des Geschickes gerade in einer gottesfürchtigen Gesinnung Trost, Hoffnung und Erquickung findet.

Dem Sieger fielen die Worte des Lydier-Königs auf; er ließ ihn von dem lodernden Scheiterhaufen herabsteigen, und fragte ihn: „Was ihn bewogen habe, in diesem entscheidenden Augenblicke den Namen des atheniſchen Weisen auszurufen?“

Oft wendet sich der Mensch mit Eckel von

einem Heilmittel ab, dem er später Gesundheit und Leben danken muß. Unberücksichtigt läßt Mancher die Worte des Weisen, diese Arznei der Seele, verfliegen, deren Befolgung Rettung und Heil bringen kann.

Crösus erzählte Solon's Aeußerung bei dessen Aufenthalte zu Sardes, und erwartete zitternd, was der Sieger über ihn bestimmen würde.

Cyrus aber blickte lange schweigend auf die Erde nieder, mit auf der Brust gelegten Rechten; endlich erhob er seinen Blick gen Himmel, und sprach mit gerührtem Herzen: „Dank euch, ihr Götter! daß ihr mich in meinem stolzen Siegeslaufe an meine Menschheit erinnert habt! Dank euch! daß ich mich so nicht vergesse, und daß ich vorbereitet bin, männlich zu tragen, wenn mich des Unglücks rücksichtslose Rechte fällt."

„Dir aber, Crösus! schenkt Solon das Leben."

---

## 61.

## Andenken an Gott, der Alles weiß.

„Wie groß ist der, welcher weise ist! Aber „wer Gott fürchtet, über den ist Niemand." (Sir. 25, 14.)

Mehr noch, als die Achtung der Pflicht und der Tugend, vermag zu einem rechtschaffenen Leben der Gedanke an Gott; an Gott, der Alles weiß, der unser Inneres durchschauet, dem unsere Gedanken, Worte und Werke bekannt sind, an Gott, in dem wir leben, weben und sind, und in dessen Händen unser Schicksal in der Zeit und Ewigkeit liegt; an Gott, der, wenn wir Ihn fürchten und lieben, uns in seinen allmächtigen Schutz nimmt, und unser nicht vergißt, wenn auch ein Vater seines Kindes, und eine Mutter ihres Säuglings vergessen sollte; an Gott, dem ein gottloses Wesen nicht gefällt, und vor dem nur der besteht, der die Gerechtigkeit — die Tugend liebt und übt.

Der berühmte griechische Dichter Pindarus war von der Gegenwart und der Allwissenheit Gottes so durchdrungen, daß er sagte: „Wer hofft, daß seine Handlungen Gott verborgen bleiben, der betrügt sich." —

(Schröckh's Weltgeschichte, 1. Thl. S. 252.)

„Fremder! sagte einst ein ägyptischer Sophist, der aus Heliopolis auf Befehl des Königs von Aegypten kam, und mit Aesop, dem bekannten Fabeldichter, an der königlichen Tafel speis'te, zum Aesop: „Fremder! die Gottheit, die ich anbete, hat mich hieher gesandt, dir eine Frage zur Auflösung vorzulegen." „Du, sagte

Aesop zu ihm, du drückst dich übel aus, denn Gott weiß Alles, und vor Ihm ist nichts verborgen; also kann Er nichts von den Menschen lernen. Du betrügst Dich nicht allein, sondern gibst auch die Unwissenheit Deiner Gottheit zu erkennen." —

(Gesch. von dem blühend. Griechenland, S. 201.)

---

62.

## Werth der Zeit.

Es gibt stets etwas an uns zu bessern, stets etwas zu lernen, stets Gelegenheit, etwas Nützliches zu wirken. Wir sollen deshalb auch stets uns thätig beweisen; denn edel ist die Zeit, der verlorne Augenblick kommt nicht wieder, und das Versäumte läßt sich selten oder gar nicht mehr einbringen. Man muß wirken, so lang es Tag ist, es kommt die Nacht, da Niemand mehr wirken kann.

Einer der vernünftigsten Heiden sagt in einer seiner Schriften den goldenen Satz:

„Ein einziger Tag, an dem man tugendhaft und weise lebt, ist mehr werth, als eine ganze in Sünden dahingebrachte Ewigkeit."

Kaiser Karl, der Große, erkannte und

schätzte den Werth der Zeit. Damit auch über Tisch und bei'm Ankleiden die edle Zeit nicht unbenützt dahin schwinden möchte, ließ er sich während der Mahlzeit und so lange er mit seinem Anzuge beschäftigt war, die interessantesten Begebenheiten aus der alten Geschichte vorlesen. — (Jerrer's Gesch. der Deutsch., 1. Thl. S. 151.)

---

63.

## Die Kürze des menschlichen Lebens.

Die Tugend, welche allein an uns Gott gefällt, und der Preis einer seligen Ewigkeit ist, muß erworben werden, so lange wir auf Erden leben. Das Erdenleben aber ist kurz, und wir haben keine Minute zu verlieren, um Schätze für die Ewigkeit zu sammeln.

Xerxes, König der Perser, der Sohn und Nachfolger des Darius, setzte mit 5 Millionen Menschen über das Meer, um Griechenland zu erobern. Er ließ zwei Brücken über das Meer schlagen, und sieben Tage und Nächte brachte die große Menge Menschen zu, bis sie über diese beiden Brücken kam. Xerxes freuete sich, ein so ungeheueres Kriegsheer zu besitzen, fing aber doch bei dem Anblicke desselben plötz-

lich zu weinen an. „Warum weint der König?“ fragte man. Xerxes gab zur Antwort: „Ich dachte an die Kürze des menschlichen Lebens; denn von dieser so großen Anzahl Menschen wird nach hundert Jahren kein einziger mehr übrig seyn.“

(Gesch. v. dem blüh. Griechenland, S. 428.)

---

## 64.

## Selbstprüfung.

Wer es in der Tugend weit bringen will, der muß sich oft das Bild der sittlichen Vollkommenheit vorhalten, muß sich fragen: Was soll ich als Mensch seyn? und muß dann seine Gesinnung und seinen Wandel damit vergleichen und untersuchen: Was und wie viel ihm noch fehlet, d. h., er muß sich selbst prüfen.

Das that der Weltweise Sextius. Am Abend eines jeden Tages zog er sich selbst zur Rechenschaft. Am Ende des Tages, bevor er sich zur Ruhe begab, fragte er sich: „Hast du heute eines von den Uebeln deiner Seele geheilt? Welchen Fehlern hast du widerstanden? In wieferne bist du heute besser geworden? —

(Seneca in den Büchern: Von dem Zorn.)

---

## 65.

## Das Lesen guter Bücher.

Wie der Leib täglich der Nahrung bedarf, so bedarf auch die Seele der geistigen Nahrung zum sittlichen Leben. Entgeht ihr diese, so fehlt ihr zuletzt die Kraft, über die Sinnlichkeit zu herrschen, die thierischen Triebe, Neigungen und Begierden in den gehörigen Schranken zu erhalten, das Unerlaubte ihnen ganz abzuschlagen, und das Erlaubte nur mäßig zu genießen. Geistige Nahrung verschaffen der Seele gute Bücher. Sie bringen Licht in sie, und sie erwärmen das Herz zum Guten. Das lehrt die Erfahrung, und das haben auch von jeher alle Weisen erkannt und empfunden.

Der ägyptische König Osymandyas erkannte und fühlte das vorzüglich. Er ließ deshalb eine Büchersammlung veranstalten, und nachdem er einen großen Vorrath derselben hatte, setzte er die schöne Aufschrift über sie: „Arznei-Kammer für die Seele."

(Schröckh's Weltgeschichte, 1. Thl. S. 127.)

---

## 66.
## Suche dir gute Gesellschafter.

Durch den Umgang mit bösen Menschen wird Mancher verdorben, dagegen auch Mancher durch den Umgang mit Guten gut erhalten, oder von der Lasterbahn wieder auf den Weg der Tugend gebracht. Dieses lehrt das Beispiel des syrakusanischen Königs Hiero.

Hiero ließ zwei berühmte Dichter, den Pindar und Simonides, an seinen Hof rufen. Noch nicht lange hatte er diese bei sich, als er schon die Wirkung ihres Umganges empfand. Sein Inneres wurde ganz umgeändert, seine wilde Denkart verlor sich, sein Herz fühlte sanfter, sein Geist bildete sich und fand Geschmack an den Lehren der Weisheit. Er erholte sich von seinen Ausschweifungen, verabscheuete ungerechte Kriege und gewann die Tugend lieb.

(Gesch. von dem blüh. Griechenland. S. 291.)

Plinius, ein großer Gelehrter und gesitteter Staatsmann, rühmte in einem seiner Briefe einen Jüngling, Junius Avitus, der ihm durch den Tod entrissen wurde. Er schreibt: „Seine größte Klugheit bestand darin, daß er Andere für klüger hielt, als sich selbst; und seine größte Gelehrsamkeit darin, daß er von Andern

lernen wollte. So kehrte er stets gebesserter aus der Gesellschaft zurück."

(Plinius Briefe, VIII. Bd. 23ter Brief.)

---

67.

## Weiche der Versuchung aus.

Die Flucht, die Vermeidung der bösen Gelegenheit, der Orte und Verhältnisse, die nachtheilig auf uns wirken, der Personen, die uns gefährlich sind, der sinnlichen Vergnügungen und Lustbarkeiten, die sündlichen Begierden neue Nahrung geben, ist oft das einzige Mittel, unsere Tugend zu retten. Man traue sich nur nicht zu viel zu. Wer sich in die Gefahr begibt, kommt in ihr um. An den Klippen im Meere sind oft schon die Schiffe der geschicktesten Bootsleute gescheitert.

Quido Reni, ein berühmter italienischer Maler, fürchtete sich so sehr vor Buhlerei, daß er nie, wenn er ein Frauenzimmer zum Model nahm, mit demselben allein blieb.

(d'Argenville, Biographien der Maler.)

Cleomenes war König zu Lacedämon. Zu ihm kam der verrätherische Statthalter von Jonien, Aristagoras, um ihn gegen den per-

sischen König Darius in die Waffen zu bringen. Alle seine Beredsamkeit hatte er schon vergebens aufgeboten. Jetzt nahm er seine Zuflucht zum Gelde. Er versprach ihm zehn, dann fünfzig Talente (eine damalige bedeutende Geldsumme), wenn er in sein Verlangen einwillige. Gorgo, die junge Tochter des Cleomenes, hörte dieses. „Vater, sprach sie, Vater, gehe! dieser Fremdling, hörst Du ihn noch länger an, wird Dich gewiß bestechen."

(Plutarch in der Abhandlung von den spartanisch. Frauen. — Geschichte von d. blühenden Griechenland, S. 468.)

---

68.

## Fürchte die Menschen nicht.

Schon hundertmal hat die Menschenfurcht von dem Guten abgehalten und zu schlechten Thaten verleitet. Man will die Gunst, die Freundschaft Anderer nicht verlieren; man will sich ihren Neckereien, ihren Vorwürfen nicht Preis geben; man fürchtet ihre Drohungen, und thut, was sie thun, oder was sie gerne sehen und von uns verlangen. Sobald es um Wahrheit, um Recht und Pflicht zu thun ist, muß man keine

Rücksicht auf die Menschen nehmen, sondern allein Gott fürchten, dessen Beifall man durch die Verletzung der Wahrheit, des Rechts und der Pflicht verliert, und an dem uns mehr, als an der ganzen Welt gelegen seyn muß.

Nero, dessen Name noch jetzt ein Abscheu aller Edlen ist, der Kaiser Nero ließ, unter andern Unschuldigen, auch seine Mutter umbringen. Er entschuldigte diese widernatürliche und empörende That bei den Senatoren zu Rom damit, daß er es bloß deshalb gethan habe, um sein Leben zu retten; denn sie habe ihn zu tödten gesucht. Die niederträchtigen Raths-Mitglieder ließen diese Entschuldigung gelten. Nur ein einziger Rathsherr, Namens Thrasea, mißbilligte sie. Man stellte ihm vor, daß dieses Andern doch nichts nütze, ihm aber gefährlich werden könnte. Mit edler Standhaftigkeit, ohne alle Menschenfurcht, sagte er: „Das Leben kann mir Nero nehmen, aber Böses kann er mir nicht anthun."

(Samml. histor. Schilderungen, 3. Thl. S. 9.)

## 69.

## Denke an edle Menschen.

Die Achtung, Liebe und Freundschaft nicht zu verlieren, daran muß doch jedem Menschen gelegen seyn, und jedem, der noch nicht ganz verdorben ist, ist wirklich daran gelegen. Der Gedanke: wie sehr würde dieses deine Aeltern betrüben, wenn sie wüßten, daß du es thätest? was würde dein Bruder, deine geliebte Schwester, dein Freund von dir halten, wenn ihnen so etwas von dir bekannt würde? dieser Gedanke, in der That, muß in der bösen Stunde der Versuchung den Menschen mächtig ergreifen, und seiner sittlichen Kraft, dem Bösen zu widerstehen, ein starkes Gewicht zulegen.

Der Herzog Georg Wilhelm v. Liegnitz, geboren 1675, trug das Bild seines Vaters in einem goldenen Oval, an einem schwarzen Bande, beständig am Halse. Bei wichtigen Vorfällen sah er dasselbe an, und sagte: „Gott behüte mich, etwas meinem Vater Unanständiges zu thun.“

(Von Moser in seinem Buche: „Ueber Fürsten, Minister und Regierungen.)

## 70.

## Körperliche Abhärtung.

Von körperlicher Abhärtung mögen die genußsüchtigen und weibischen Menschen unserer Tage nichts hören. Sie halten sie für ein schlechtes Tugendmittel und belächeln sie. Desto mehr galt sie unsern frommen Vorfahren. Sie waren oft strenge gegen ihren Leib, um dadurch die Reize der Sinnlichkeit zu schwächen und das Fleisch dem Gesetze des Geistes zu unterwerfen. Jeder prüfe und versuche, was ihm zur Beförderung seiner Tugend dienlich ist. Gott sieht nicht auf das, was in die Augen fällt, auf den abgebrochenen Schlaf, auf die zurückgeschobene Speise, auf einen eisernen Gürtel mit Stacheln um den Leib, sondern auf die Absicht: warum? und wozu?

Die Spartaner gewöhnten die Jugend schon frühe an Gleichgültigkeit gegen Hunger und Durst, gegen Blöße, Hitze und Kälte, und an Ertragung körperlicher Schmerzen. Der abgehärtete spartanische Jüngling konnte sich vor dem Altare bis auf den Tod schlagen lassen, ohne den geringsten Laut von sich zu geben. Selbst die Mütter zeigten bei jeder Gelegenheit, daß sie eine abgehärtete Erziehung genossen hatten. Wenn

Nachrichten von ihren im Kriege gefallenen Söhnen einliefen, hörte man kein Weheklagen der Mütter, sah man keine Thränen fließen; vielmehr sagten sie: „Darum hat man Söhne, daß Menschen da sind, die das Herz haben, für's Vaterland zu sterben."

(Gatterer's Weltgeschichte.)

Gorgias von Leontium, ein griechischer Weiser, antwortete auf die Frage: „Durch welche Lebensart er zu einem so hohen Alter gelangt sey?" „Weil ich niemals weder nach meiner Lust gegessen, noch gehandelt habe." —

Pascal, geboren zu Clairmont 1623, ein geistreicher Ascet (Bußüber), wenn er in gewisse Gesellschaften ging, legte sich einen eisernen Gürtel mit Stacheln versehen, um den bloßen Leib. Er hatte Anlage zur Eitelkeit und zu üppiger Belustigung. So oft ihm nun ein Gedanke der Eitelkeit aufstieß, oder so oft er glaubte, sich über das gehörige Maß zu belustigen, schlug er an den eisernen Gürtel, und die dadurch erregte schmerzliche Empfindung erinnerte ihn, auf seiner Hut zu seyn.

(Heidenreich's Ideen über Menschheit, Gott u. Ewigkeit, S. 68.)

## 71.

## Denke an den Tod.

Der Gedanke an den Tod lehrt uns Weisheit und Tugend. Je vertrauter wir mit ihm werden, desto mehr werden wir an richtiger Lebensansicht gewinnen, desto furchtloser und ruhiger werden wir ihm entgegen gehen, und desto eifriger werden wir wirken, so lange es Tag ist, ehe die Nacht kommt, wo wir nicht mehr wirken können.

Socrates trank ruhig und heiter den ihm von seinen undankbaren Feinden dargebotenen Giftbecher. Der Weise liebt das Leben, ohne den Tod zu fürchten.

Als ein Schüler des Socrates fragte, „wie man denselben beerdigen solle?" antwortete der Weise: „Wenn Ihr Socrates begrabet, ist er schon nicht mehr unter Euch."

Als Gorgias, ein Greis, gefragt wurde, „ob er gerne sterbe?" antwortete er: „Recht gerne; denn aus einem morschen und alten Häuschen entfernt man sich willig."

Als er an der Gränze seines Lebens war, wurde er von einer großen Schwachheit ergriffen, und sank allmählig in einen Schlaf, mit den Worten: „Schon fängt der Schlaf an, mich sei-

nem Bruder — dem Tode — zu übergeben.“ So dachte ein Heide!

Der Kaiser Maximilian, der Große, hatte schon viele Jahre vor seinem Tode ein Testament aufgesetzt. Bei herannahendem Lebensende gab er eigenhändig einen Befehl, in welchem er durch die Priester öffentlich von seinem Volke Abschied nimmt, Jeden, den er gegen seine Absicht beleidigt haben sollte, um Verzeihung bittet, und seine Seele dem Gebete aller Gläubigen empfiehlt.

Als der gelehrte Addison in einer Krankheit alle Hoffnung des Lebens aufgegeben hatte, ließ er einen jungen nahen Anverwandten, dem er noch sterbend nützen wollte, zu sich rufen. Anfangs schwieg der sterbende Addison. Nach einer anständigen Pause sagte der Jüngling: „Theuerster Herr! Sie haben mich rufen lassen. Ich hoffe, daß Sie mir etwas befehlen. Ich werde Ihre Befehle heilig beobachten.“ Darauf ergriff Addisson des Jünglings Hand, drückte sie und sprach sanft zu ihm: „Siehe, in welchem Frieden ein Christ sterben kann!“ Er sprach es mit Mühe aus, und starb bald darauf.

---

# Angabe einiger Tugend-Beispiele aus der heil. Schrift.

---

## I. Verhalten gegen Gott.

1. Dankbarkeit und Gehorsam gegen Gott, und Vertrauen auf ihn.

Jakob, 1. Mos. 32, 10.
Noah, 1. Mos. 8, 20.
Abraham, 1. Mos. 22, 1.
Hiob, Kap. 1, 21.
Jesus, Joh. 4, 34. Philipp. 2, 8.

## II. Verhalten gegen den Nächsten.

2. Dienstfertigkeit und Gefälligkeit.

Rebekka, 1. Mos. 39.
Elieser, 1. Mos. 24.

3. Mitleiden mit Unglücklichen, u. Barmherzigkeit.

Abraham, 1. Mos. 18, 23. 24.
Samariter, Luk. 10, 33—35.

4. Friedfertige und großmüthige Gesinnungen gegen Beleidiger.

Abraham, 1. Mos. 13, 8.
Joseph, 1. Mos. 50, 17—21.
David, 1. Buch der Könige, 24.
Jesus, Matth. 26, 47—60.

## III. Verhalten gegen sich selbst.

### 5. Aufmerksamkeit und Lernbegierde.

Jesus, Luk. 2, 46—52.
Beroenser, Apostelgesch. 17, 11—13.
Nikodemus, Joh. 3, 1. 2.
Sirach, 51, 20. 21.

### 6. Arbeitsamkeit.

Jesus, Joh. 4, 31—34.
Petrus u. seine Gefährten, Luk. 5, 5.
Paulus, Apostelg. 18, 3. 1. Kor. 4, 12.
Anna, Tobias Frau, Tob. 2, 19.

## IV. Besondere Pflichten.

### 7. a) Der Kinder gegen die Aeltern.

Liebe, Gehorsam u. Dankbarkeit gegen die Aeltern.
Jesus, Luk. 2, 51.
Joseph, 1. Mos. 45, 9—11. 46, 29. 47, 11—12.
Juda, 1. Mos. 44, 30—34.
Tobias, 5, 1. 20, 10.

### 8. b) Der Herren gegen ihre Diener.

Sorge der Herren für das Wohl ihrer Diener.
Der Hauptmann zu Kapharnaum, Matth. 8, 5—14.

### c) Der Diener gegen ihre Herren.

Treue.

Joseph, 1. Mos. 34.
Elieser, 1. Mos. 24.

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS.

# Inhalt.

## I. Verhalten gegen Gott.


| | | Seite |
|---|---|---|
| 1. | Frömmigkeit . . . . . | 1 |
| 2. | Gottesdienstlicher Eifer . . . | 11 |
| 3. | Liebe zum Gebet . . . | 18 |
| 4. | Dank gegen Gott für widrige Schicksale | 20 |
| 5. | Reue vor Gott . . . | 22 |
| 6. | Achtung des Eides . . . | 24 |
| 7. | Macht der Religion . . . | 27 |


## II. Verhalten gegen den Nächsten.


| | | |
|---|---|---|
| 8. | Würdigung und Achtung des Menschen | 31 |
| 9. | Thätige Menschenliebe . . | 33 |
| 10. | Wohlthätigkeit . . . | 38 |
| 11. | Zum Nachtheile Anderer darf man nicht wohlthun . . . | 41 |
| 12. | Edelmuth . . . . | 42 |
| 13. | Freundlichkeit und Herablassung . | 46 |
| 14. | Schonung . . . . | 47 |

| | | Seite |
|---|---|---|
| 15. | Gelindigkeit . . . . . | 48 |
| 16. | Billigkeit . . . . | 50 |
| 17. | Nachsicht und Geduld . . | 51 |
| 18. | Versöhnlichkeit . . . . | 53 |
| 19. | Sanftmuth . . . . | 55 |
| 20. | Feindesliebe und Großmuth . | 57 |
| 21. | Freundschaft . . . . | 69 |
| 22. | Edle Uneigennützigkeit . . | 73 |
| 23. | Dankbarkeit . . . . | 74 |
| 24. | Bescheidenheit . . . . | 76 |
| 25. | Demuth . . . . | 78 |
| 26. | Wahrheitsliebe . . . . . | 80 |
| 27. | Abscheu gegen Verläumdung . | 83 |
| 28. | Zutrauen . . . . . | 85 |
| 29. | Das Recht geht dem Nutzen vor . | 87 |
| 30. | Was die Rechte thut, soll die Linke nicht wissen . . . | 89 |
| 31. | Sey ein Vater der Waisen . . | 90 |
| 32. | Den Unmündigen am Geiste sey ein Lehrer und Freund . . | 96 |

## III. Verhalten gegen sich selbst.

| | | |
|---|---|---|
| 33. | Edle Wißbegierde . . . | 103 |
| 34. | Fleiß . . . . . | 108 |
| 35. | Die Tugend ist ein bleibendes Gut . | 111 |
| 36. | Beherrschung und Mäßigung der sinnlichen Lüste und Begierden . | 112 |

| | | Seite |
|---|---|---|
| 37. | Arbeitsamkeit . . . . | 114 |
| 38. | Genügsamkeit . . . | 115 |
| 39. | Edle Ruhmbegierde . . . | 120 |
| 40. | Mäßigkeit . . . . | 121 |
| 41. | Keuschheit . . . . | 123 |
| 42. | Kriegerischer und christl. Heldenmuth | 125 |

## IV. Verhalten in den besonderen Ständen und Lebens-Verhältnissen.

| | | |
|---|---|---|
| 43. | Fürsten-Sinn . . . | 130 |
| 44. | Der gute Fürst und fromme Bischof | 134 |
| 45. | Unparteiische Gerechtigkeits-Pflege | 139 |
| 46. | Vaterlandsliebe . . . | 142 |
| 47. | Treue gegen das Vaterland . | 146 |
| 48. | Abscheu gegen Untreue u. Verrätherei | 148 |
| 49. | Gehorsam gegen die Gesetze . | 150 |
| 50. | Schöner Priester-Sinn . . | 151 |
| 51. | Die ehrbaren und keuschen Frauen | 152 |
| 52. | Die züchtige und edle Königs-Tochter | 162 |
| 53. | Liebe der Aeltern zu ihren Kindern | 163 |
| 54. | Sorgfalt für die gute Erziehung der Kinder . . . . | 166 |
| 55. | Kindliche Liebe . . . | 169 |
| 54. | Eines Sohnes edle Freude . | 182 |
| 55. | Geschwisterliebe. . . . | 183 |
| 56. | Familienliebe . . . | 185 |

Seite

57. Achtung der Lehrer, und Dankbarkeit gegen sie . . . . 189
58. Der brave Herr und Diener . 191
59. Der tugendhafte Charakter . 193


## V. Mittel zu einem tugendhaften Verhalten.

60. Weisheit und Tugend geht über Alles 196
61. Andenken an Gott, der Alles weiß 204
62. Werth der Zeit . . . 206
63. Die Kürze des menschlichen Lebens 207
64. Selbstprüfung . . . 208
65. Das Lesen guter Bücher . . 209
66. Suche dir gute Gesellschafter . 210
67. Weiche der Versuchung aus . 211
68. Fürchte die Menschen nicht . 212
69. Denke an edle Menschen . . 214
70. Körperliche Abhärtung . . 215
71. Denke an den Tod . . 217
— Angabe einiger Tugend-Beispiele aus der heiligen Schrift : . 219

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gehrig, Johann Martin,

Sittenspiegel, oder: Beispiele der Tugend, aus der Profangeschichte ein Lesebuch für Alle, besonders für die Jugend, auch zum Gebrauche für Katecheten und Schullehrer

Würzburg [1841]

Paed.pr. 1159
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10759765-5